

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

IX. Jahrg.

Düsseldorf, Mai 1929

Heft 5

Industrie und Schiffahrt am Niederrhein.

Von Eugen Styx.



Der Privathafen Schwellgern der August-Thyssen-Hütte, Hamborn a. Rh.

(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.)

Nach einem Ölgemälde von Neuerburg.

Wohl kaum ein anderes deutsches Gebiet hat durch seine geschichtliche und wirtschaftliche Bedeutung die Stellung Deutschlands im Wirtschaftskampf der Völker in so hohem Maße mitbestimmt wie das rheinisch-westfälische Industriegebiet. Der unermessliche Kohlenreichtum zwischen Rhein und Ruhr hat die Entwicklung dieses Gebiets an die bedeutendste Wasserstraße Europas sozusagen geopolitisch gebunden. Es ist zwecklos, im Rahmen dieser Betrachtung zu versuchen, eine Darstellung dessen zu geben, was sich an dieser tausendjährigen Schicksalsdecke des Deutschen Reiches aus den Kinder-

schuhen heraus zu einer Hochburg modernster Technik entwickelt hat. Wohl bedeuten Kohle und Eisen die Grundlagen dieser Entwicklung, aber sie ist undenkbar ohne die weithin schimmernden, zu einem System von gewaltigen Ausmaßen gefügten Hafenflächen, die im Zusammenhang mit dem hier fast 900 Meter breiten Rheinstrom die gewaltigen Pulschläge des rheinisch-westfälischen Industriegebiets aufnehmen. Ein gut Stück deutscher Wirtschaftsgeschichte spiegelt sich in der graphischen Darstellung des Rheinstrom-Güterverkehrs, auf dessen Konjunkturschwankungen eben dieser größte aller



Schleppzüge auf dem Niederrhein.

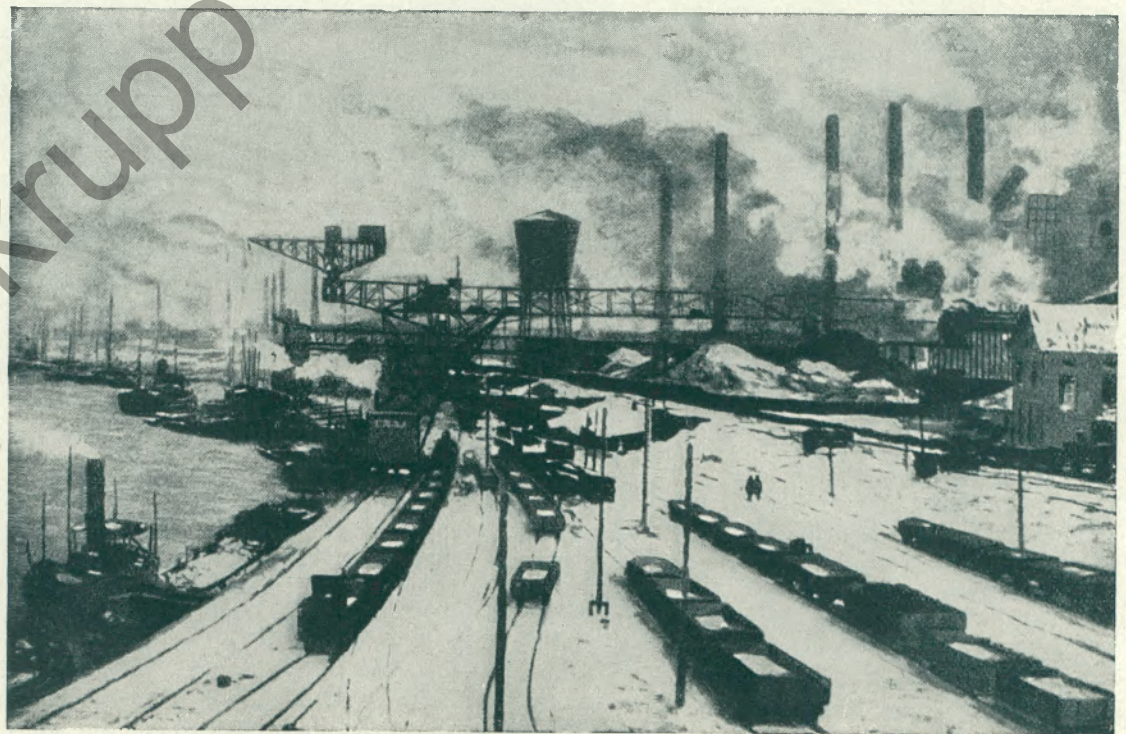
Binnenhäfen der Welt mit deutlich sichtbaren Ausschlägen reagiert und der anliegenden Industriestadt Duisburg mit ihrem vielgestaltigen Wirtschaftsorganismus zugleich den Ruf einer Handels- und Schifffahrtsstadt von Weltbedeutung sichert. Übersteigt doch allein schon die Güterumschlagsmenge der öffentlichen Duisburg-Ruhrorter Häfen mit 27,8 Millionen Tonnen die des Hamburger Hafens bei weitem.

Die einzigartige Bedeutung der Rhein-Ruhr-Häfen insgesamt als Stapel- und Hauptumschlagsplatz des rheinisch-westfälischen Industriegebietes wird aber erst recht verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß zwei Drittel des gesamten deutschen Kohlenbergbaus und drei Viertel der deutschen Verhüttungsindustrie hier auf engem Raum zusammengeballt sind. Hier hat der deutsche Rhein, nachdem er zuvor die romantischen Höhen bei Rüdesheim oder Königswinter in seinen Spiegel aufgenommen, sein Antlitz völlig verändert. Wuchtige Wahrzeichen der Arbeit in Schacht und Hütte drängen sich hier dichtgedrängt, von schwefelgelben Rauchschwaden überzogen, ans Ufer. Langgestreckte Schatten von Stahl- und Walzwerken, durchbohrt von Flammenstößen zyklisch wuchtender Schmelzöfen, kriechen in buntem Ge- wirr durch das Gitterwerk von Kranen und Verladebrücken, stolpern über riesige Schrot- und Erzhaufen und verschwinden im zaghaften Glitzern unentwirrbarer Schienenstränge. Darüber aber schwebt ein Gang der Arbeit in rhythmischen Stößen, herausgeschleudert aus Maschinenhäl- len und Kesselschmieden,

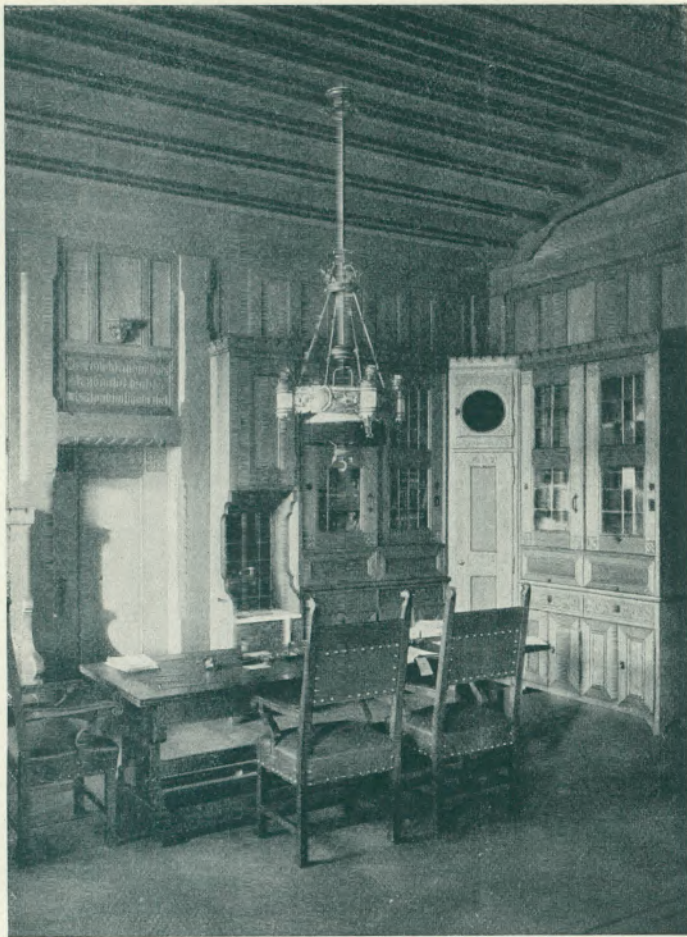
aus Dampfventilen und Schiffs- sirenen stromaufwärts keuchender Schleppfahnzüge.

Das rheinisch-westfälische Industriegebiet ist nicht denkbar ohne die in den Rhein-Ruhr-Häfen fast un- unterbrochen sich abwickelnde Be- triebssamkeit der nach vielen Hun- derten zählenden Schleppfähne und Schleppdampfer, die im Jahre 1926 eine Güterumschlagsmenge von 41,3 Millionen Tonnen bewältigten. Weiß man ferner, daß 30 Prozent des gesamten deutschen Eisenbahn- güterverkehrs auf dieses Gebiet ent- fallen, so kann man sich schon einen Begriff davon machen, welch unge- heure wirtschaftliche Bedeutung der Industrie und Schifffahrt an Ruhr und Rhein zukommt. Das harmo- nische Zusammenklingen von Wasser, Kohle und Eisen hat hier seine wirtschaftsgeographisch günstigsten Auswirkungsmöglichkeiten gefunden.

Einerseits ermöglicht es die Rhein- wasserstraße, die Produktion des Ruhrgebiets, vor allem Kohle (gegenwärtig 367 000 Tonnen arbeitstägliche Durchschnitts- förderung = rd. 20 000 Normalgüterwagenladungen), bis weit nach Süddeutschland und der Schweiz und stromabwärts nach Holland, Belgien und Übersee, z. B. Kanada, abzubeför- dern; anderseits stehen die Rhein-Ruhr-Häfen durch Kanal- verbindung in direktem Zusammenhang mit den Nord- und Ostseehäfen, so daß die billige Zufuhr von Rohstoffen für Industrie und Bergbau, Eisenerz und Grubenholz, gesichert ist. In diesem Sinne sind denn auch die Rhein-Ruhr-Häfen im Gegensatz zu vielen anderen Binnenhäfen „Massenhäfen“, die ihre natürliche Grenze an dem Wettbewerb des direkten Bahnweges von der Zeche zum Empfänger finden mußten. Keine Zechen gibt es am Niederrhein kaum noch. Geld- und Warenknappheit schufen auch hier Montantrustgebilde, die



Hafenanlage der Niederrheinischen Hütte, Duisburg (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

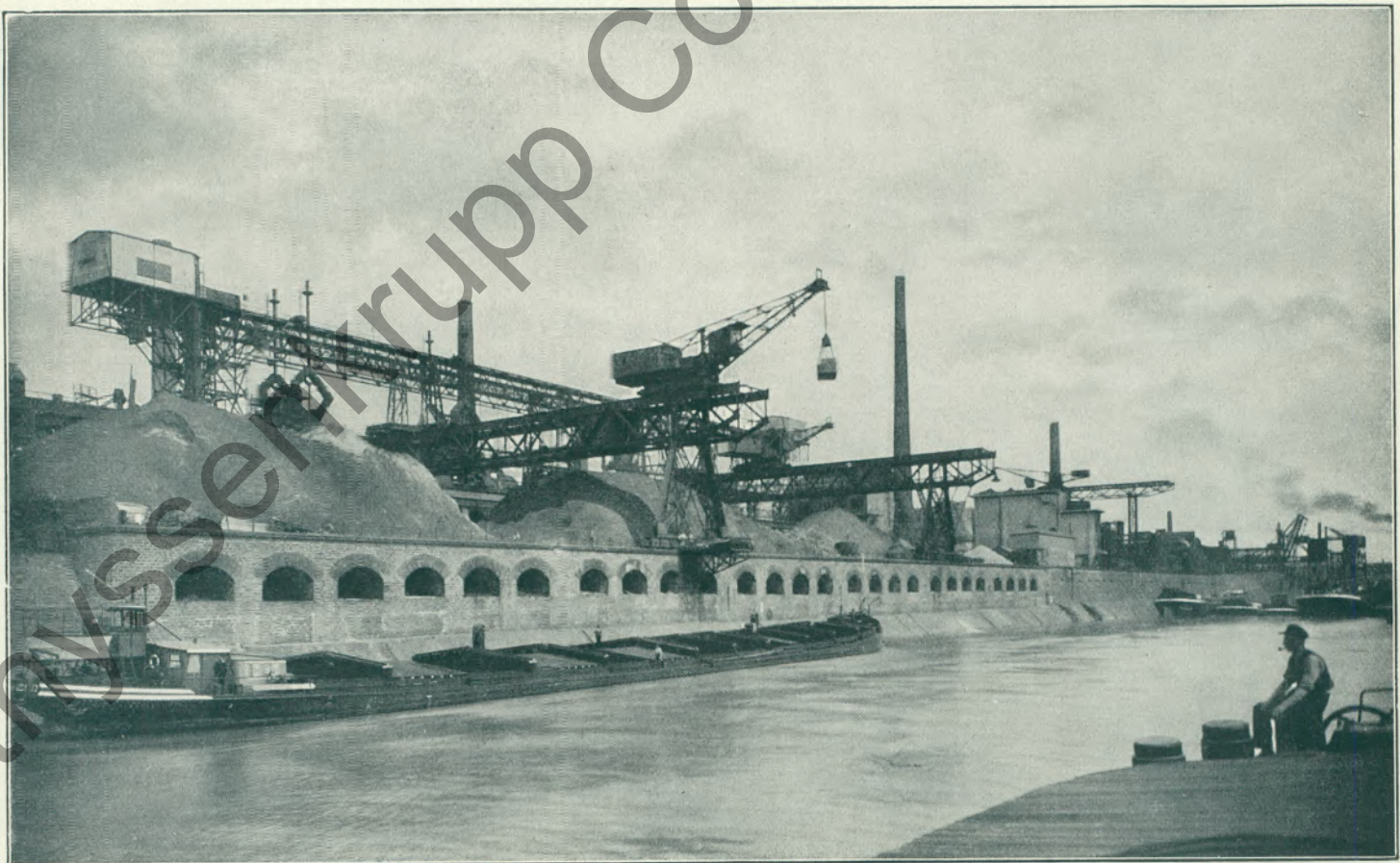


Duisburg-Ruhrorter Häfen A.-G.
Schiffe-börse in Duisburg.

fast sämtliche Industrien miteinander verbinden. Denn Kohle verbindet sich schließlich nicht nur mit Eisen und Wasser, sondern auch mit der Zementindustrie, über die Brücke der Nebenprodukte mit der chemischen Industrie und noch weiter mit der Kaliindustrie bis zum sogenannten Düngerkraut. Vor- und Nachteile dieser zwangsläufigen Entwicklung sollen hier nicht abgewogen werden. Bemerkte sei nur, daß die niederrheinische Schwerindustrie immer mehr dazu übergeht, die öffentlichen Güterumschlagsstellen zu entlasten — was sich nicht zuletzt auch in den Duisburg-Ruhrorter Häfen fühlbar machen muß, zumal das Schwergewicht der Erzeinfuhr immer schon bei den privaten Werkschiffen lag.

Natürlich gibt es im rheinisch-westfälischen Industriegebiet zahlreiche schwerindustrielle Betriebe, die im Rahmen dieser Betrachtung ihre Erwähnung im einzelnen nicht finden. Man wird sich aber das hier veranschaulichte enge Verhältnis zwischen Industrie und Schifffahrt, insbesondere die Entwicklung der Duisburg-Ruhrorter Häfen, nicht vergegenwärtigen können, ohne das ganze industrielle Hinterland im Auge zu behalten, das durch diese Häfen sozusagen ein- und ausatmet. So sind z. B. Essen a. d. Ruhr, Bochum, Gelsenkirchen, Dortmund, Oberhausen, Mülheim a. d. Ruhr usw. gewaltige Zentren der niederrheinischen Industrie. Zahlreiche leistungsfähige Bahnverbindungen vermitteln ihnen den Verkehr mit den Rhein-Ruhr-Häfen, soweit ihre Verbindungen mit diesen nicht schon durch den Rhein-Herne-Kanal mit seinen Anschlüssen an den Dortmund-Ems- und Weser-Hannover-Kanal hergestellt sind.

Angesichts der gewaltigen Umschlagsmengen von Massengütern in den Rhein-Ruhr-Häfen tritt auch die wirtschaftliche Bedeutung der vorbildlichen Verladeeinrichtungen in den Vordergrund. Ganz besonders sind es die einzelnen privaten Werkschiffe und Verladestellen am Rheinufer, die durch ihre charakteristische und individuelle Ausgestaltung den Blick des



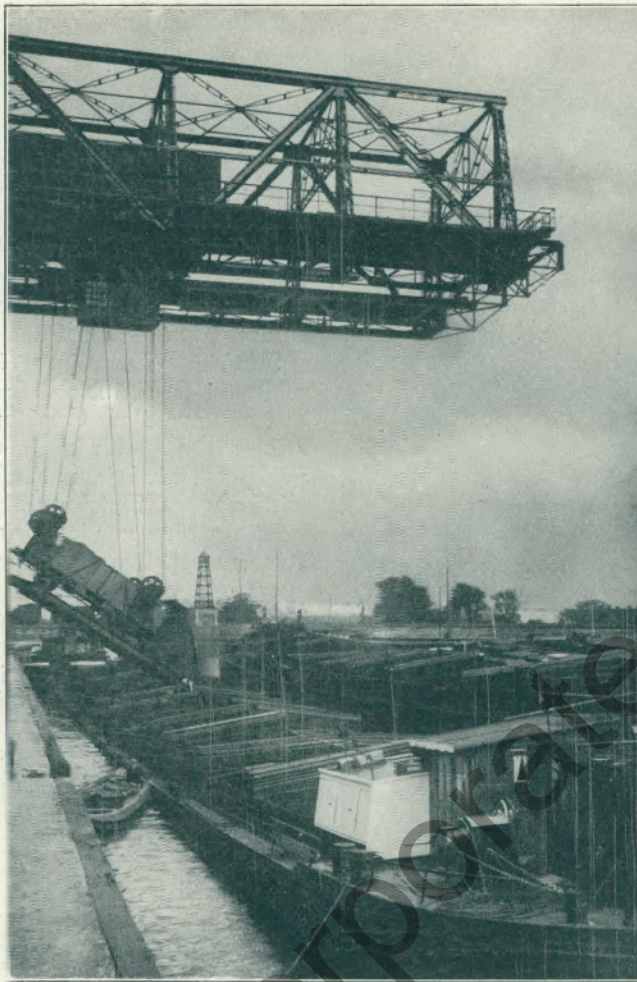
Hafenanlage der Hütte Vulkan (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Rheinfahrers auf sich ziehen und das Gesamtbild der niederrheinischen Schifffahrt von Uerdingen bis Orsoy beherrschen. Keine dieser Verladeanlagen gleicht der anderen. Riesige, oft um doppelte Schiffsbreite über die Ufer hinausreichende brückenartige Eisenkonstruktionen dienen hydraulischen, mechanischen und elektrischen Kippern als Laufbahn. Gewaltige fahrbare Verladebrücken, den speziellen Zwecken des Werkes angepaßt, bestreichen die ausgedehnten Werkslagerplätze am Ufer. In der Luft schweben, heben und senken sich unzählige kübelförmige oder polypartige Greifer, welche Schrot, Koks, Eisenerz, Kohle, Kalk, Sand und Steine, kurz Massengüter der Industrie verladen, soweit solche nicht schon von dem scharfen Konkurrenzkampf zwischen Eisenbahn und Binnenschifffahrt erfaßt und der Schifffahrt entzogen wurden.

Raum irgendwo auf der Welt spiegelt sich das innige Verhältnis zwischen Industrie und Schiff-

Rechts:

Waggonkipperbrücke der August-Thyssen-Hütte, Hamborn (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft) in ihrem Hafen Schwelgern.



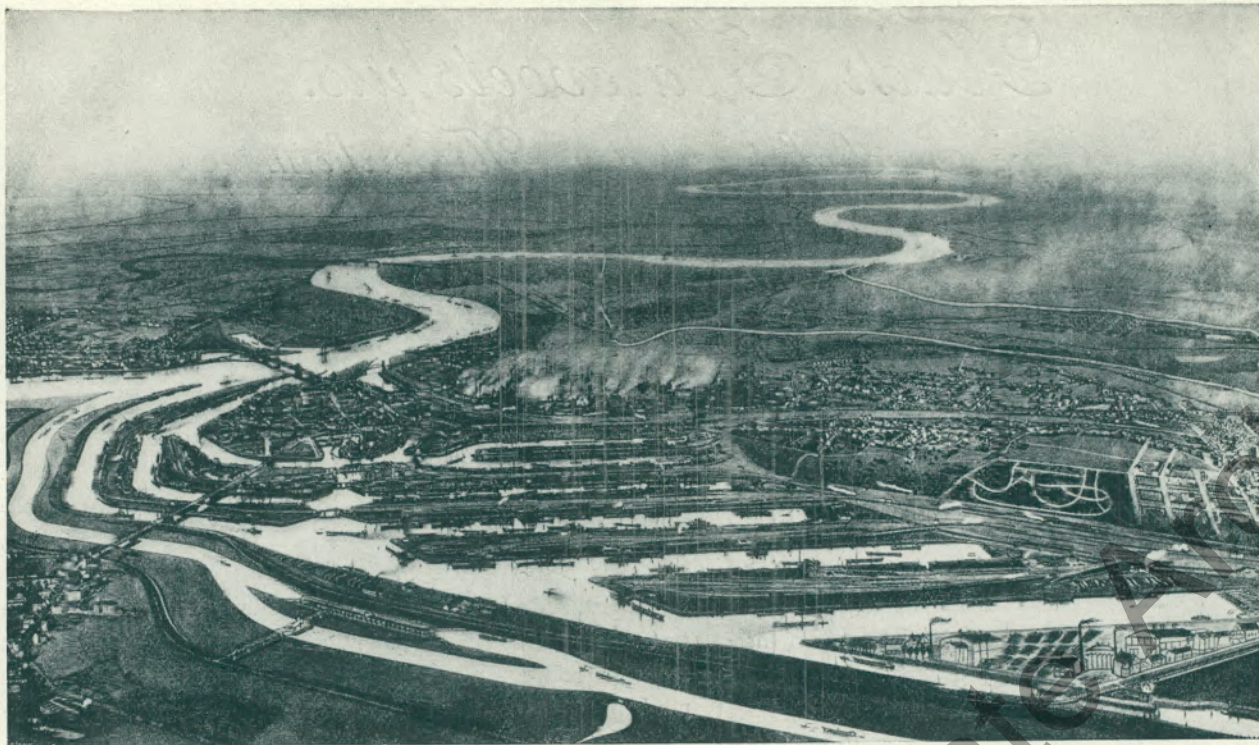
fahrt so naturgegeben wider wie in den niederrheinischen Umschlagsmengen von Kohle, Erz, Stahl und Eisen. Die Binnenschifffahrt braucht nicht nur die Massengüter der Industrie, um selbst leben zu können — sie bedarf auch der industriellen Erzeugnisse, wie Dampfer, Schleppkähne, Anker, Schiffschrauben, Ketten, Wellen und Drahtseile, um leben zu lassen. Sie bedarf indirekt der Verladebrücken, Hafenkrane, Kabel, Kipper und Greifer, also der Stahl, Eisen und Metall verarbeitenden Industrie, und stellt damit die wirtschaftliche Verbundenheit der niederrheinischen Industrien untereinander vom Wasser aus her. Die wirtschaftliche Ökonomie, die unmittelbare Nähe des Rheins und des größten Binnenhafens der Welt zwingen diese Industrien, dicht beisammen zu sein.

Man wird also nicht umhin können, unter dem Begriff der niederrheinischen Schwerindustrie nicht nur Hütten- und

Unten:

Teilbild der Hafenanlagen der August-Thyssen-Hütte, Hamborn. Beachtenswert sind die riesigen beweglichen Transportbrücken im Hintergrunde links und rechts.





Gesamt-
ansicht
des
Duisburg-
Ruhrorter
Hafens.
(Verlag
August Thiel,
Duisburg-
Ruhrort).

*

Unten:
Teilaus-
schnitt
aus dem
Gesamtbild.

*



worden sind. Erinnert sei hier nur an die „Demag“, deren riesenhafte Krane die bedeutendsten Arbeitsstätten und Häfen der ganzen Welt besiedeln, wie auch daran, daß die Brücken der Dortmunder Union nicht nur das Strombild fast aller deutschen Flüsse und Kanäle beherrschen, sondern auch in allen Weltteilen zu finden sind. In diesem Sinne wird man denn auch die heutige Bedeutung der niederrheinischen Hüttenindustrie, deren Hochöfen, Schöte und Türme das Ufer des Niederrheins so charakteristisch beleben, richtig einschätzen und die Bedeutung dieses oder jenes Werkes nicht allein nach seinen Güterumschlagsmengen, sondern auch nach seiner einzigartigen Rolle bewerten müssen, die das

Walzwerksbetriebe zu verstehen. Wie die niederrheinische Schifffahrt als solche, in ihrer tauerdährigen Entwicklung verankert, ein Spezialgebiet darstellt, so muß auch die niederrheinische Industrie als ein Sondergebilde aufgefaßt werden, in welchem Bergbau und Hüttenbetrieb, Schiffbau, Brücken- und Maschinenbau derart zusammenhängen, daß sie der Schifffahrt als ein zusammenhängendes Ganzes gegenübersteht. Nicht zufällig gibt es denn auch in Duisburg-Ruhrort der Industrie- und Handelskammer gegenüber eine Einrichtung, die als einzige Schifferbörse Deutschlands ihre Tradition hat.

Es ist gewiß keine Schande, als Deutscher zu wissen, daß die bedeutendsten Walzstraßen und Hüttenanlagen der Welt, die leistungsfähigsten Hilfsmaschinen der Welt und die größten Hebekrane der Welt an Niederrhein hergestellt

Werk als Schicksal und die der bedeutsamen Entwicklung an Rhein und Ruhr zu spielen hat.

Hier wird der Ruf der deutschen Leistungsfähigkeit aus Erz und Kohle geboren und hinausgetragen in alle Welt. Hier pocht das Herz der deutschen Wirtschaft unaufhaltsam, und hunderttausenden kräftigen Muskelarmen spannt sich hier ein Wille: hinauf! Aus hunderttausenden Münden spricht es: Glück auf! Und aus Schacht und Schöte, aus Drang und Schicksalsnot fornt hier der Geist zu einem gewaltigen Kanal der Arbeit — für die ganze Welt. Denn hier schaffen hunderttausende werktätige Männer für Millionen Deutsche Zuversicht und Brot. Aber auch hier war das Deutschland in größter Not . . .

An Rhein und Ruhr gründen Arbeit, Treue und Zuversicht den Glauben an ein neues Deutschland. Glück auf!

Nach Halevoetsluis.

Eine Segelfahrt auf dem Niederrhein.

Von Hein Rantz.

Mit drei Federzeichnungen des Verfassers.



Der kleine Seekreuzer „Vagant“ liegt im Düsseldorfer Jachthafen. Decken, Ölzeug, Konserven, Kartoffeln, kurz alles, was zur Ausrüstung eines seemannischen Haushalts gehört, verschwindet in seinem geräumigen Bauch, um dort sachgemäß verstaut zu werden.

Alles ist klar, und die Mannschaft, die aus dem Kapitän und zwei Steuerleuten besteht (die in Personalunion als Koch, Köchin und Kombüsenjunge „gechartert“ sind), ist an Bord. Die holländische Flagge steht im Want, und bei leichtem Wind geht es zu Tal, vorbei an Kaiserswerth, Wittlaer und Uerdingen. Hinter Ruhrort bei Walsum legen wir uns, schon in völliger Dunkelheit, vor Anker.

Pünktlich um 5 Uhr morgens ertönen die Posaunen des Jüngsten Gerichts, vom Kapitän mit dem Nebelhorn glänzend imitiert, in die Ohren der erschreckten Steuerleute. Da man noch das Bett zu Hause in Erinnerung hat, versucht man am ersten Morgen immer, mit dem Kopf eine Öffnung von unten her ins Deck zu schlagen und muß jedesmal wieder die große Haltbarkeit eichener Decksbalken bewundern. Während unten in der Kombüse der Seekessel lieblich summt, gehen die Segel hoch, und bei frischer Brise rauscht die Yacht weit ihrem Ziele zu. Dröy liegt hinter uns, und bald zeigen sich die Türme von Rees, wohl die schönste Stadt am Niederrhein. Der Wind legt zu und dreht nach West. Da kommen die ersten Zjalken zu Berg gesegelt, und schon hören wir hier holländische Begrüßungen. „Mooi Bris“ rufen die Schiffer und freuen sich über den

guten Wind, der ihnen ebenso lieb ist wie uns. Gegen Mittag taucht Emmerich auf, und bald liegen wir am Steg des Emmericher Jachtclubs, wo wir vor Anker gehen, um die Zollformalitäten zu erledigen.

Der nächste Tag ist grau in grau und Ölzeug die Devise. Aber wir müssen weiter. In Lobitz, der holländischen Zollstation, kommt zwar noch einmal die Sonne zum Vorschein, um aber bald für den Rest des Tages auf immer zu verschwinden. Noch regnet es nicht. Als wir aber bei Pannerden in den Leck hineinsiegeln, geht es los, und in Arnheim sind wir froh, uns für die Nacht in dem kleinen Hafen fest zu machen. Es regnet mit Eimern. Mit schwerem Herzen verschwindet man in der Koje.

„Es kommt mir so hell vor,“ sagte der Kapitän am anderen Morgen, „sollte das —?“ Die Kajütklappe auf! Die Sonne ist wieder da. Raus! Aufstakeln! Die Brise ist gut, die Sonne lacht, kann ein Segler mehr verlangen? Mit brausender Fahrt geht es vor dem Wind auf unser nächstes Ziel, Breeswijk, zu. An Billen vorbei, die malerisch an der Peripherie Arnheims liegen, gleiten wir den Leck herunter. Dann wird es einsamer. Das typische holländische Flachland zeigt sich unseren Blicken. Kleine Ortschaften tauchen auf. Zwischen den Häusern sieht man Masten und sucht die Einfahrt eines Hafens, um sie erst im letzten Augenblick, im Vorbeistreichen, zu entdecken; so versteckt ist sie angelegt. Kleine Schiffswerften ziehen vorbei, und überall werden frohe Grüße ausgetauscht. Der Holländer ist eben der Mann der Schiffsahrt und sieht in dem Segler viel mehr den Schiffsahrtstreibenden als den Sportsmann. Hier kann man die holländische Kleinschiffsahrt studieren. Hoch mit Heu beladen,



Und bei frischer Brise rauscht die Yacht ihrem Ziel zu.

so daß man kaum noch den Schiffsrumpf erkennen kann, kommen die Zjalken und Klipper daher. Überall sieht man kleine Segler liegen, welche an sandigen Stellen sich den Flußsand holen, um ihn in Rotterdam oder Dordrecht zu verkaufen.

Zwei Leute sind jedesmal an Bord und bringen mit einer Handwinde einen an einer Stange befestigten Leinwand sack herein, mit dem der Sand vom Grunde gebaggert wird. Ein mühsames Geschäft. Tagelang liegen sie beladen da und warten auf Wind, um zu ihrem Ziel segeln zu können. Schleppen kommt nicht in Frage, es ist zu teuer. Man wartet lieber, bis es dem Windgott gefällt, richtig zu blasen.

Breeswijk kommt in Sicht, doch wir gehen in den gegenüberliegenden Hafen von Vianen, einem idyllischen Städtchen, vor Anker.

Der folgende Nachmittag sieht uns vor Rotterdam. Große Schiffswerften lassen das Dröhnen ihrer Niethämmer zu uns herüberschallen. Heulend ertönen die Dampfpfeifen der Barkassen oder eines Riesenkrans als Warnungsruf. Kriegsschiffe liegen mit drohend aussehenden Geschützen zwischen Reihen von Schleppern und Schleppfähnen. Eine Tjalk schäumt mit prallen Segeln vorbei. Möwen sonnen sich unbekümmert um das Geföse auf Bojen und Dückdalben.

Eine Motorbarkasse schleppt uns durch das Gefummel von Dampfern, Seglern, Motorfahrzeugen und Fähren zum „Königlichen Ruder- und Segelklub de Maas“. Wie ruhig ist es hier! Zwischen größeren und kleineren Motor- und Segeljachten liegen die Boijer, mit Seitenschwertern und Schnitzwerk, der Urtyp des holländischen Segelfahrzeuges. Noch in jedem Jahr wird von der Königin ein Preis für den Boijer gegeben, der die schönsten, alten Vorbildern am nächsten kommenden Linien aufweist. Es ist eine Freude, auch für den Laien, den Bau einer solchen Jacht zu studieren. Die starken Planken, die Bleiberglasungen der Türen und Fenster, das alten Museumsstücke nachgeahnte Schnitzwerk und das zu dem ganzen rundlichen Bau passende bauchig geschnittene Segel bilden zusammen ein harmonisches Ganzes.

Tapfer gegen den starken Seegang anstampfend, kämpft sich der „Vagant“ am nächsten Morgen durch die alte Maas nach Nieuwersluis hin, wo die Einfahrtsschleuse eines schnurgeraden Kanals auf unser Ziel Halevoetsluis hinweist. Kurz vor der Schleuse geht der Kapitän mit einem fürchterlichen Plumps über Bord und taucht wie Neptun, mit Algen und Tang behangen, wieder auf. Von der grinsenden Mannschaft triefend an Bord „gehiebt“, verschwindet er in der Kajüte. Zusammen mit einer holländischen Jacht gehen wir durch die Schleuse. Der lange Kanal liegt vor uns. Hart überliegend schraubt „Vagant“ hindurch. Kreischend bewegen sich die Drehbrücken. Enten watscheln erschreckt aus Land, und das Schilf rauscht, von unseren Wellen bewegt, zusammen. Gegen Abend ist Halevoetsluis erreicht.

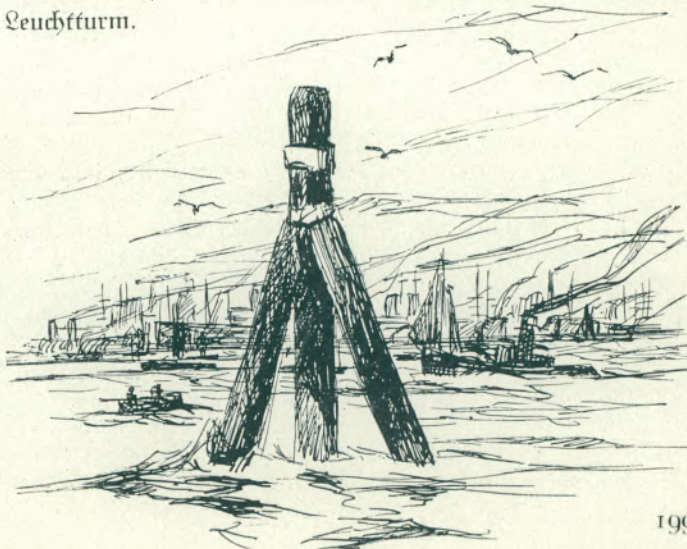
„Halevoetsluis“ ist eine tote Stadt. Früher war sie Lotsen- und Militärstation. Da die holländische Regierung jedoch beides nach Rotterdam verlegte, sind heute die Bewohner, die früher, wie in allen Militärstädten, von den Soldaten lebten, auf Fischfang, Gemüsebau und die Fremden angewiesen, die jedoch in verschwindend kleiner Anzahl diesen Ort besuchen. Wir finden es gerade aus diesem Grunde herrlich dort, kommen uns wie Entdecker vor und stehen bald klönend mit einem alten, ehemaligen Kapitän am Leuchtturm. Brandung umstößt den Molenkopf. Draußen laufen zwei Strömungen gegeneinander, und in dem dadurch entstehenden Schaum-

streifen erscheinen plötzlich, hoch aus dem Wasser schießend, fünf große Thunfische, auch Lümmler genannt. Ein herrlicher Anblick ist es, diese Riesentiere, die ein Gewicht von zwei bis drei Zentner erreichen, ihre eleganten Sprünge ausführen zu sehen. Bis auf fünfzehn Meter kommen sie an uns heran, und deutlich erkennen wir ihre Färbung sowie die der Walfischflosse gleichende, flachliegende Schwanzflosse. Erst mit dem Einbruch der Dunkelheit verlassen wir die Mole und sitzen bald bei Mijnheer van Engelen, „dem“ Hotelbesitzer von Halevoetsluis, und lassen uns Interessantes von seinem Heimatsort berichten.

Am anderen Morgen machen wir einen Rundgang durch das Städtchen. Die alten Festungsgräben liegen friedlich da. Seerosen blühen in ihnen, und ab und zu flattert eine Möwe zum Wasserspiegel, um sich einen Fisch zu holen, der sich zu sicher wähnt. Eine alte Windmühle steht mitten zwischen den Häusern, die, seltsam gegeneinander geneigt, schmale winklige Gäßchen bilden. Überall sitzen die Einwohner vor ihren Türen. Unterhaltend und dabei ein Pfeifchen rauchend stehen die Fischer zusammen und sprechen über das Fangergebnis der verflossenen Nacht. Halevoetsluis ist wirklich ein Ort der Erholung und der Ruhe. Kaum ein Dampfer läuft draußen am Leuchtturm vorbei, und fast nie ertönt das Signal eines Autos in seinen Straßen.

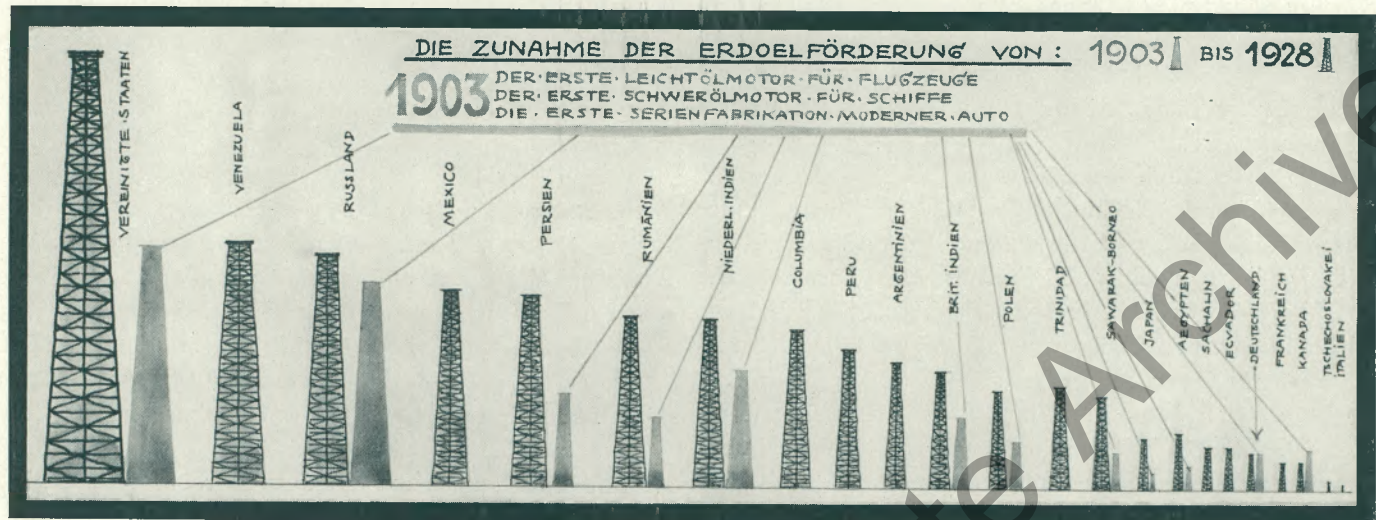
Unsere Zeit ist bemessen, und wir müssen an die Rückfahrt denken; aber vorher soll es noch einen Tag auf die Nordsee gehen. „De Ribben“, eine bei Ebbe trocken fallende Sandbank in der Nordsee, ist unser Ziel. Der Wind ist leicht, spiegelglatt liegt die Nordsee vor uns, ein seltener Anblick. Schreiend erheben sich die Möwen, und plumpsend verschwinden die grauen Körper der Seehunde im Wasser, als „De Ribben“ vor uns liegt. Bald tauchen sie allenthalben auf und betrachten uns neugierig. Badend, sonnend und träumend verbringen wir den Rest des Tages. Dann kommt die Flut, und mit ihr erscheinen am Horizont Segel an Segel der heimkehrenden Fischerboote. Der Wind ist schlafen gegangen, und mit der Flut treiben wir langsam zurück an Halevoetsluis vorbei. Bei einem Fischer, der einsam im Haaringssleet vor Anker liegt, machen wir fest und gehen mit einem letzten Blick zur Nordsee hin etwas betrübt in unsere Kojen. Betrübt, weil nun die Heimreise beginnt.

Immer aber wird in unserer Erinnerung Halevoetsluis bleiben mit seinen Lümmlern, Seehunden und seinem alten Leuchtturm.



Brennstofflager als Drehpunkte der Weltpolitik.

Von Dipl.-Ing. Leo Hausleiter, München.



II. Das Erdöl.

Eine mitleidige Bauerswitwe in Pennsylvania adoptierte im Jahre 1860 einen armen Waisenknaben. Einmal kam sie dem Herdfeuer zu nahe und ging in Flammen auf, mit ihr das Haus, selbst die Wiesen der Farm. Mit Mühe entkam der Junge dem Verderben. Ein Jahr später war er einer der reichsten Männer Amerikas. — Um die gleiche Zeit erreichte ein Deutschamerikaner, der kurz zuvor von einer Pfandung in die andere gefallen war, ein Tageseinkommen von 15 000 Mark heutigen Geldwertes.

Was war geschehen?

Olgetränkt waren die Kleider der Bauerswitwe gewesen, ihr Haus, ihr ganzer Grund; Öl schmierte jede Pore der Ätzer des pfandungsreichen Mannes; Öl war es, das arme Farmer plötzlich in die Wolkenhöhe der Millionäre blies, als im Jahre 1859 die Tiefbohrung und methodische Förderung von Erdöl technisch möglich geworden war. Interessant die Förderungskurve: 1859 = 2000, 1860, ein Jahr später, schon 200 000, 1861, d. h. nach einem weiteren Jahr, das Tausendfache: 2 Millionen Faß.

Als Rockefeller mit dem Ring der Petroleumindustriellen 1877 den ersten Trust der Erde schloß, waren schon 20 Millionen Faß Förderung erreicht. Höher und höher stieg die Kurve, bis gegen 1900 70 Millionen Faß erreicht waren.

Auf der anderen Seite der Erde begann auf demselben Breitengrad in dem gleichen Jahr (1859) dieselbe Förderung des Erdöls, erst mäßig auf 3 1/2 Millionen Faß, dann immer rascher steigend, bis sich 1900 ebenfalls über 70 Millionen Faß Erdöl aus Baku am Kaspischen Meer der nordamerikanischen Gewinnung zur Seite stellten.

Noch war der Charakter des Petroleums friedlich, denn durch die mit der Tiefbohrung und Raffinierung zugleich konstruierte Petroleumlampe diente es gleichermaßen allen Völkern, so daß die Konkurrenz der Fördergebiete ein bloßer Wirtschaftskampf blieb.

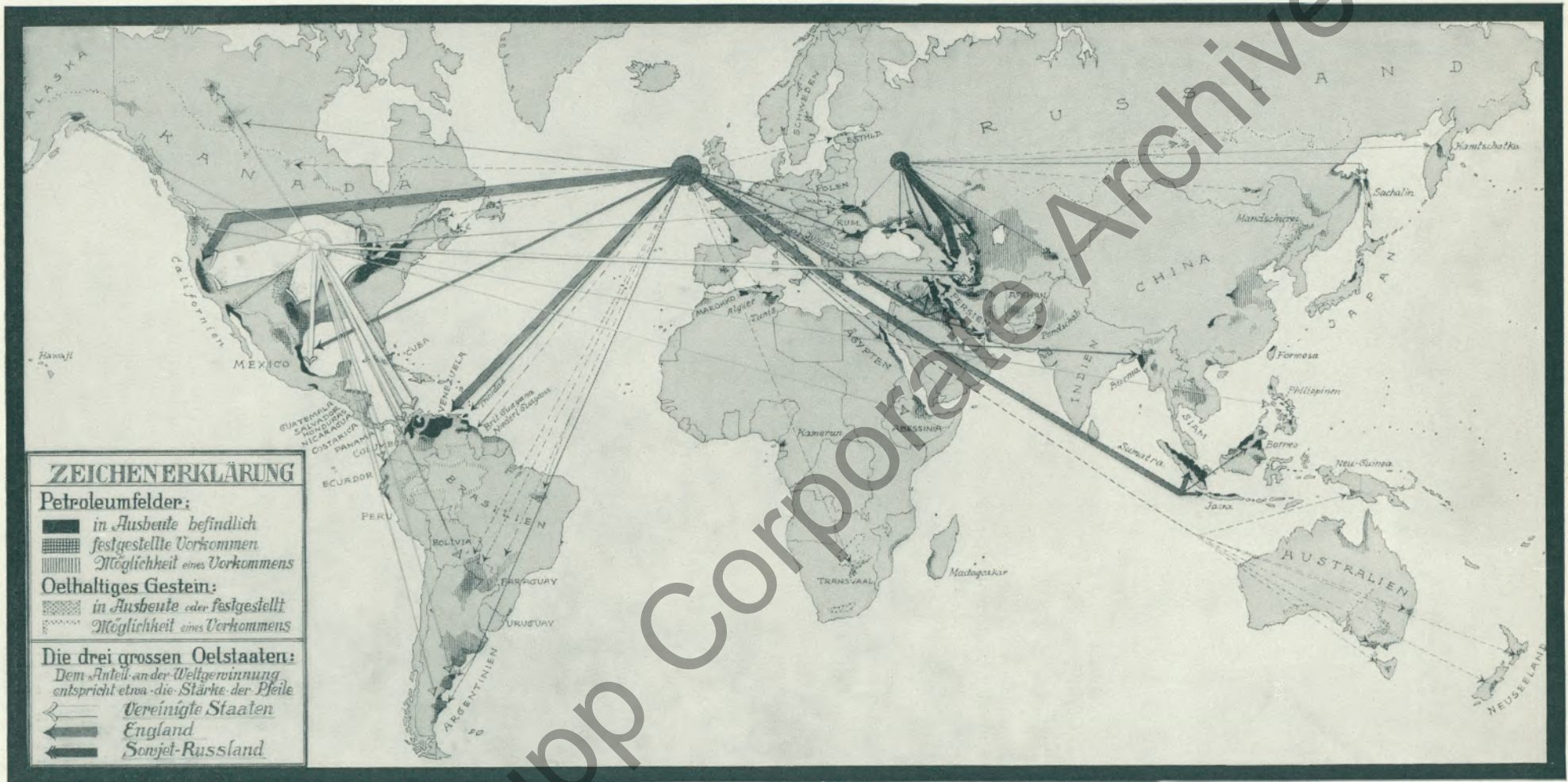
Mit der Jahrhundertwende aber zeigte der der Tiefe entstiegene Gott des Erdöls auch sein zweites Antlitz. Der Kraftwagen mit Leichtölmotorantrieb kam gegen 1900 zum ersten Abschluß seiner technischen Entwicklung; damit begann die Motorisierung der Erde. Auf 25 Millionen Autos wuchs der Weltbestand bis 1926, von denen nicht weniger als 5 Mil-

Vgl. den Aufsatz „Die Kohle“ in Heft 4, S. 147 ff.

lionen allein 1925 hergestellt worden sind. Auf die U.S.A. entfielen davon rund 20, auf England mit Kolonien rund 2, auf Deutschland nur 0,3 Millionen.

Dem Leichtölmotor folgte Diesels Schwerölmotor, und 1903 wurde der erste Dieselmotor für Schiffsantrieb gebaut. Erst 1885 hatte das kohlengeheizte Dampfschiff die Vorherrschaft über das Segelschiff gewonnen, doch schon sind von der für 1926 in Bau befindlichen Welttonnage 52 % Ölmotorschiffe, und alle großen Dampfer werden für Ölfeuerung umgebaut. Das bedeutet: statt 1,8 Kilogramm Kohle für eine PS. braucht ein großer Dampfer nur 0,7 Kilogramm Öl, statt 192 Heizer und 120 Kohlentrimmer nur 27 Mann Ölbedienung; dazu kommen eine Lastersparnis bis zu 2000 Tonnen, Erweiterung des Aktionsradius und größere Schnelligkeit. — Eine Flugzeugindustrie schießt über Nacht empor, neben friedlicher Post- und Reiseverkürzung den modernsten aller Kriege vorbereitend. — Die zweite Entwicklungsphase des Autos und Flugzeuges durch den beweglich gewordenen Schwerölmotor setzt ein; da die Schweröle in der Weltproduktion die Leichtöle weitaus überwiegen, wird sich durch Verbilligung und Verbrauch auch die Wichtigkeit der Erdölgebiete verändern. Mit dieser Umwälzung verschwindet Explosionsgefahr, erhöhen sich Betriebssicherheit und Leistung für das länderverbindende Auto, den länderbefruchtenden Motorflug, den länderzerschneidenden Kriegstank.

Seit grauer Vorzeit ist das Erdöl bekannt, aber erst die Technik unserer Zeit setzte die ganze Welt unter Öl. Nach wenigen Jahrzehnten reiner Wirtschaft wird es Gegenstand der Politik, höchster angespanntester Politik, die in tollen Sägen eine wilde Jagd um die ganze Erde beginnt. Weggeblasen ist die äußerliche Parität der amerikanischen und russischen Förderung; Rußland bleibt auf 60 bis 70 Millionen Faß, sinkt durch seine Revolution auf 25, steigt 1928 endlich auf 85 Millionen; die U.S.A. aber kletterten 1903 auf 100, 1909 auf 200 und erreichen 1928 fast 900 Millionen Faß. Weit dahinter ringen sich andere ans Licht: Mittel- und Südamerika beginnen um 1900 mit je rund 0,1, steigen 1928 auf 49 bzw. 163 Millionen; der asiatische Kontinent (ohne Rußland) in der gleichen Zeit von 1 auf 51, während Niederländisch-Indien samt Borneo, schon 1880 klein beginnend, nun auf 33 Millionen Faß angelangt ist; Europa (ohne Ruß-



Die grossen Uhrwerke der Ölpolitik.

Der theoretische Gegensatz: Gegenwart und Zukunft: Die Vereinigten Staaten verfügen — wirklich — über 75% der Weltproduktion; England hält — angeblich — 75% der vermuteten Vorkommen durch Konzessionen in Händen.

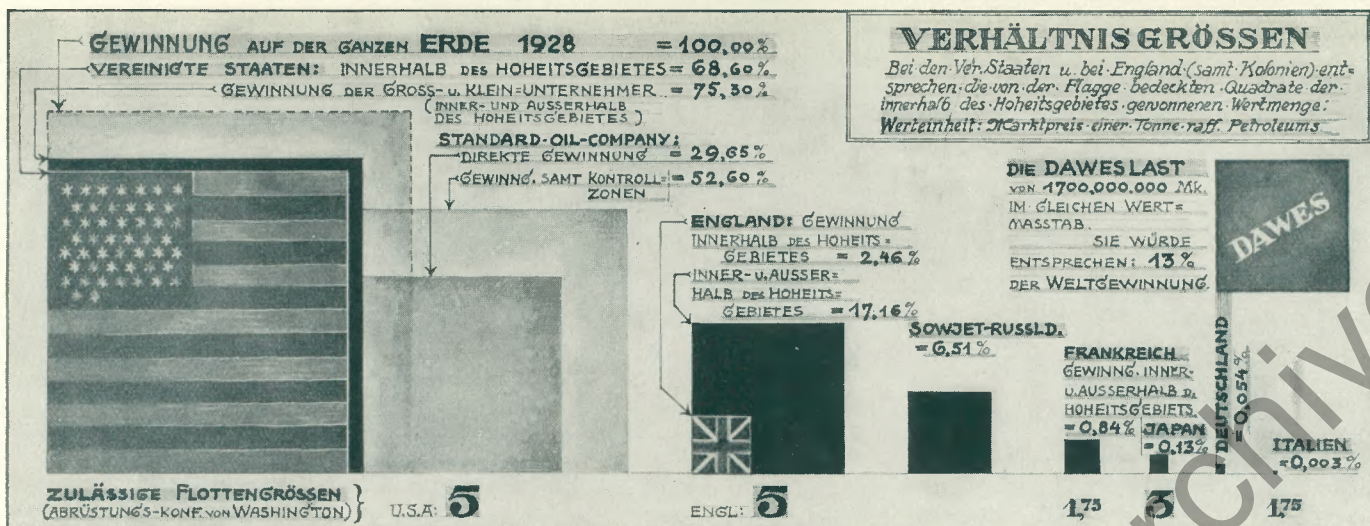
Der praktische Gegensatz:

Die Zentralisation der U. S. A.: ihre gewaltigen Zeiger bewegen sich innerhalb des Staatsgebietes. Ausbeute in fremden Ländern ist nur verstärkte Konzernbewegung um den Block im eigenen Lande und Abwehrbewegung gegen gleiches Streben der Außenwelt. Beides vollzieht sich seit Kriegsende innerhalb der Hochkapitalzone der U. S. A.

Die Dezentralisation Englands: die Zeiger weisen in vorwiegend fremdstaatliche Bezirke mit vier Hauptzonen: Nordamerika, Südamerika,

Borderasien, Hinterindien mit Inseln. Zwei Drittel der englischen Gewinnung liegen im kapitalistischen und strategischen Aufmarschgebiet der U. S. A. Ein Außenseiter: der russische Block um das große kaspische Ölbecken mit dünner Verkettung von Ölvorkommen bis zum ochozischen Rand (Sachalin und Kamtschatka).

Der künftige Gegensatz: Werden die vermuteten großen Vorkommen in Südamerika, ganz Borderasien, Australien, und seiner Inseln und des Amurgebietes den Gegensatz der großen Ölmächte im einzelnen verschärfen? Wird das künstliche deutsche Erdöl die 30 Milliarden Mark Investitionen des Ölkapitals der Erde im Ganzen gefährden? Oder wird ein planmäßiger Ausbau wieder eine Entspannung bringen?



land) aber kann seinen gewaltigen Menschenmengen nur 36½ Millionen Faß vorweisen. Den 900 Millionen Faß der U.S.A. stehen also nur 410 Millionen der ganzen übrigen Welt gegenüber.

Doch die Mächte der Welt rechnen nicht nach Erdteilen, sondern nach Konzessionen, Aktienanteilen und kontrolliertem Kapital. Drei Riesen haben sich in das Erdöl der Welt geteilt. Sie gehören zu den interessantesten Weltwirtschaftsgebilden, denn ihre Gesellschafts- wie Wirtschaftskonstruktionen sind bei gleichem Ziel grundverschieden.

Die Vereinigten Staaten. Über ein Duzend Konzerne steht neben der riesengroßen Standard-Oil-Company, die neuerdings etwa die Hälfte dieser Großgesellschaften auch noch kontrolliert. Die große Zahl „selbständiger“ Einzelunternehmer aber ist in Gewinn und Verlust vollkommen von der Taktik der Mammutkonzerne abhängig. Vorbild aller amerikanischen Gesellschaften ist Rockefellers Standard-Oil-Company. Ihr Grundsatz ist: „Das Petroleum wird nicht von der Quelle aus, sondern vom Endprodukt und seinem Markte her beherrscht; Sicherung dieser Herrschaft erfolgt durch Besitz der Raffinerien und Transportmittel (Rohrleitungen); Risiko der Bohrtätigkeit bleibt vorwiegend anderen überlassen, deren gelegentliche Zusammenbrüche sie in die Standard-Oil-Company einschmelzen mit nunmehr gefahrens-frei niedrigen Kapitalwerten für die zu übernehmenden Bohr-anlagen.“ — Beispiellos war der Erfolg dieses Grundsatzes. In Besitz der Standard-Oil-Company gerieten schließlich 80 % der Rohrleitungen mit der doppelten Länge des deutschen Eisenbahnnetzes (!) und 66 % der Raffinerien. — Mit Recht führt Rockefeller den Namen „Ölkönig“; sein Jahres-einkommen soll 450 Millionen Mark erreichen, 6000 Mil-lionen Mark nennt die geringste Schätzung sein Vermögen, über 20 000 Millionen Mark steht der Börsenwert seiner Standard-Oil-Company, auf 26 000 Millionen Mark lautet die niedrigste Angabe des von ihr kontrollierten Kapitals.

England. Die Entwicklungslinie ist hier komplizierter. Die Royal-Dutch-Shell-Company, entstanden aus einem holländischen Petroleum- und einem englischen Transport-konzern, vor dem Zusammenbruch im Kampf mit Rockefeller gerettet durch das englische Marineministerium, hat neben sich noch die Anglo-Persian-Burmah-Company. Beide stehen betont im Schatten der englischen Regierung, die an der Anglo-Persian längere Zeit sogar offiziell und äußerlich sichtbar beteiligt war. Englischer Grundsatz: „Gegenseitig gestützter organischer Ausbau der ganzen Petro-leumindustrie von der Quelle bis zum Verbrauch; Sicherung auch der künftigen Produktion durch Erwerb von Erdölvorkommen in allen Teilen der Welt.“ — Gegenüber der nur unter ganz großen Überhält-

nissen möglichen konzentrisch in sich ruhenden Konstruktion Öl-Amerikas bedingt Englands Ölneß eine äußerst bewegliche Wirtschaftsstrategie, und nicht unzutreffend hat man Defet-ting, den Führer der englischen Gruppen, als „Öl-Napoleon“ bezeichnet, wenn auch der Börsenwert seiner Ölkompagnien „nur“ etwa 8500 Millionen Mark ist.

Sowjetrußland. Dem Staats- und Wirtschafts-charakter entsprechend konnte sich nur ein Staatsmonopol herausbilden. Förderung, Verarbeitung, Verteilung leitet die allrussische Regierung selbst. Daher kennt die Börse keine russischen Naphthapapiere mehr, deren Wert sich heute viel-leicht um 2000 Millionen Mark bewegen würde.

Das in Öl investierte Kapital der Erde wird auf über 50 Milliarden Mark geschätzt, nicht ganz soviel, wie Italiens Nationalvermögen beträgt. Man könnte also die Wiege des römischen Weltreiches um dieses Ölkapital kaufen.

Daß hinter solchen Riesensummen die ehernen Gestalten der großen Staaten einherschreiten, ist selbstverständlich.

Englands Lage zum Öl ist naturgemäß Abbild seiner weit-ge-spannten politischen Form, sogar noch eine Übersteigerung. Denn wenn sein Weltförderungsanteil auch 17 % beträgt, so gewinnt es davon doch noch nicht einmal 2½ % im eigenen Hoheits- und Mandatsgebiet; die restlichen 14½ % muß es aus fremden Ländern holen. Über 7000 Kilometer Wasser- und Landweg sind seine nächstgelegenen Ölfelder, Mesopo-tamien und Ägypten, entfernt und 14 000 Kilometer das Aktionszentrum seines Weltreich-Schwerpunktes um den Indischen Ozean. Wohl reibt sich dort ein Kranz seiner Öl-kolonien: die holländisch-englischen Inseln Borneo, Java, Sumatra, das indische Burma, die persisch-mesopotamisch-türkischen Felder und Ägyptens Ostküste; doch die Summe aller ergibt gegenwärtig kaum 70 Millionen Faß. In jedem Welt-riegersjahr brauchte Englands Flotte 20 000 Tonnen Kohle; 50 bis 60 Millionen Faß Erdöl würden es wohl heute sein, ungerechnet Luftflotte, Landheer und Rüstungsindustrie. Doch vom afrikanischen Nordwesten her wühlt sich Frankreich mit seinen strategischen Saharabahnen rasch vorwärts, baut mit seinem modernen Kriegshafen Djibouti gegenüber dem eng-lischen Aden eine Suezkanalsperre, bedroht das Öl Ägyptens. Die vorderasiatische Frage hängt schwer über den Ölfeldern des Irak und Iran, so daß England, um sich zwischen diesen und Afrika Raum zu schaffen, in Transjordanien bohrt und Ölhafen und -bahn in Palästina plant. Über die Flotten-brücke Hawaii-Philippinen aber können die U.S.A. mit einem Tigersprung mitten in die 33 Millionen Faß Erdöl der Sundainseln setzen; ganz Indien ist mit seinen 7,8 Millionen Burmapetroleum auf jeden Fall in irgendeinem Konflikt ein großes Fragezeichen. — Daß Japan in diesen Zonen Eng-lands Partner wurde, liegt in der Natur der Sache wie im



Tankstation für Dampfer mit Ölfeuerung.

beiderseitigen Flottenstandard begründet. Wenn auch Japans Flotte nicht einmal ein Fünftel des Ölbedarfes aus Eigenbesitz decken kann, so scheinen doch für den Fall englisch-japanischen Zusammenspiels die persischen Ölfelder der Amerikaner als Reserve in Aussicht genommen zu sein. — Ernster noch ist Englands Ölsituation im fernen Westen, denn hier arbeiten seine Bohrtürme im Magnetfeld der U.S.A. Wohl holt der verwegene Deferding für England gegenwärtig rund 55 Millionen Faß mitten aus der Union selbst heraus, doch diesen Strom verstopft zweifellos auch nur das Sandkorn einer Konfliktmöglichkeit zwischen England und Amerika. Um Venezuela, Trinidad und Mexiko aber, die England etwa 70 Millionen Faß geben, legen sich nicht weniger denn sieben U.S.A. Flottenstationen mit einem Höflichkeitsabstand von durchschnittlich nur 1500 Kilometer, während ganze 11 000 Kilometer Wasserweg England davon trennen. — Überhaupt ist ganz Amerika vom nördlichen bis zum südlichen Eismeer erklärtes Treugebiet der U.S.A. geworden. Im Krieg erlitt England die erste Einbuße, als es zur Deckung seiner Rüstungsschulden den größten Teil seiner amerikanischen Petroleumaktien den U.S.A. abtreten mußte; den zweiten, ernstesten Stoß durch Kapitalverschiebungen seit 1914. Denn Englands gesamte amerikanische Investitionen fielen von 23 auf 20 Milliarden Mark, während die der Union von rund 9 auf etwa 30 stiegen. Je weiter dieser Prozeß fortschreitet, desto mehr sinken Umwerbung und Ausbeutung der Konzeptionen in Südamerika für England von strategischer zu lokaler Bedeutung; für die U.S.A. vollzieht sich das Gegenteil. Es bleibt abzuwarten, ob unter solchen Umständen England jemals an energische Ausbeutung seiner kanadischen Öle geht, die als fertige Anlage dann schließlich in die Faust der Union geraten können, zumal Kanada bereits zu einem Drittel durch U.S.A.-Kapital überfremdet ist.

Die Vereinigten Staaten sitzen inmitten dieser gewaltigen Umlagerungen mit fast 69 % der Weltförderung. Wohl haben ihre Konzerne sich inzwischen der wirtschaftsstrategischen Auffassung Englands genähert und, großzügig durch ihre Regierung unterstützt, sich auch der zwischenstaatlichen Ölgewinnung zugewendet und dadurch zusammen mit ihrer Beteiligung in Mexiko, Kuba, Venezuela, anderen Südamerika-Ländern, in Polen und Persien sogar 75 % der Weltförderung erlangt, aber ihr Staat bleibt ihre Burg, in

der die Standard-Oil-Company mit mehr denn 52 % der Weltgewinnung thronet.

Sowjetrußland stellt demgegenüber gegenwärtig nur 6 1/2 %, aber seine Felder haben den Vorteil nationaler Schußlage und der Nähe Europas samt großer Ausdehnungsfähigkeit, so daß Rußland bei gelegener Zeit Jünglein an der Waage zwischen U.S.A. und England werden kann, wie es dies vorübergehend auch schon versucht hat.

Und die anderen Staaten, die man mit stolzen Flotten und Heeren paradiesend zu sehen gewohnt ist? Sie geraten in Bündniszwang oder Abhängigkeit, wenn es ihnen nicht gelingt, auch für den Ernstfall gesicherten Erdölbesitz zu erwerben.

Verzweifelt strebt Frankreich nach Erdöl. Ein Franzose sprach es vor dem Kriege schon aus, daß dem die Welt gehören werde, dem das Öl gehöre. Noch liegt Frankreich der Schrecken in den Gliedern, daß es im fünften Kriegsmonat kampfunfähig geworden wäre, wenn nicht Amerika und England mit Öl eingesprungen wären. „Ein Tropfen Petroleum war so viel wert wie ein Tropfen Blut.“ Und: „Auf einer Woge von Öl sind die Verbündeten zum Siege getragen worden.“ (Lord Curzon 1918.) — So forciert Frankreich das ehemals deutsche Elsaßvorkommen, versucht sich in Polen und Rumänien, in Nordafrika, Kamerun, Syrien, Madagaskar, selbst in Indochina, und erringt endlich einen Anteil an den Mossulölen, ohne aber mehr als die Hälfte seines Friedensbedarfes aus diesen weit verstreuten Stücken zu erhalten. Damit gerät es in das Spiel der großen Ölmächte: England und die U.S.A. ringen um Frankreichs „Kundschaft“, das sich gegenwärtig dem amerikanischen Öl wieder zugewendet hat, in seiner Europapolitik dadurch bestimmt. Was vollends das Schicksal der Flotte Italiens sein werde, deren zulässige Stärke die Washingtoner Abrüstungskonferenz der französischen gleichstellt, ist bei dem so gut wie gänzlichen Mangel dieses Landes an Kohle und Erdöl eine müßige Frage. — Unter solchen Umständen könnte es als Friedensvorteil erscheinen, daß Deutschland nur 700 000 Faß fördert, weil reiche Erdölquellen einen noch ernstern Angriff als die deutsche Kohle erfahren hätten. Ganz Europa ist arm an Erdöl; selbst die beiden einzigen nennenswerten Vorkommen in Rumänien und Polen, von Frankreich, England und Amerika ausgebeutet, stellen nur 2,27 bzw. 0,42 % der Welt. — Im fernen Osten aber streckt Japan seine Hand nach der

Mandschurei aus, denn auf 2 Milliarden Faß wird der Gehalt des dortigen Ölgesteins geschätzt. Sein kleiner Anteil in Mexiko kann nur als vorgeschobener Horchposten an der pazifischen Ostfront angesehen werden.

So wird das Erdöl immer mehr ein politisches Problem. Die Überproduktion — entsprungen aus dem Schutzreservergedanken — hat im Gegensatz zur Kohle nichts mit der Wirtschaft zu tun, wenn auch die großen Führer sich über regionale Beschränkungen zeitweise, wie erst kürzlich wieder, verständigen.

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. — Welche Kriegsbrände ein bis zur letzten Konsequenz geführter Öl-Endkampf um die ganze Erde jagen würde, lassen gelegentlich aufflackernde Glämmchen in schwachen Staaten ahnen, die das zweifelhafte Glück haben, Erdölquellen zu besitzen. Werden die gewünschten Konzessionen, die den Reichtum des Landes in fremde Taschen fließen lassen, nicht gutwillig erteilt, so werden aufgezwungene Anleihen, künstlich geschaffene Revolutionen, selbst Interventionskriege zu Schrittmachern. Beispiel: Gleich nach den ersten mexikanischen Ölfunden gewinnt England den Präsidenten Diaz. Die Standard-Oil-Company finanziert gegen ihn eine „Revolution“, stürzt Diaz, vereinfacht dadurch Englands Mexikomonopol. Ein neuer Präsident, Huerta, wendet sich 1913 wieder England zu. Aber die U. S. A. verhängen die Finanzblockade über Mexiko, führen dessen Staatsbankrott herbei, konstruieren einen Zwischenfall, um nicht weniger als zehn Kriegsschiffe auf Mexiko loszulassen, landen ohne Kriegserklärung Truppen, beschießen Vera Cruz, und Huerta verschwindet. Wachsenden national-mexikanischen Ansprüchen gegenüber verweigern die Erdölamerikaner die Steuern und unterhalten eigene Söldnerregimenter gegen die Exekutionstruppen der Regierung Mexikos. Rund 14 Millionen Mark soll eine dieser Ölgesellschaften an Besterhebungsgeldern aufgewendet haben, und weit über 50 amerikanische Ölfirmen gab es damals in Mexiko. Dazu kamen 800 000 Mark monatlicher Privattruppenlohn, die Waffenlieferungen des Präsidenten Wilson an die mexikanischen „Aufständischen“ und die an sie von den Ölfirmen gegebenen Blankokredite. Erfolg: Heute rechnet Mexiko mit 100 U. S. A.-Ölgesellschaften gegen 16 englische. — Dieser typische Fall aus einer Reihe ähnlicher Aktionen — bald Amerikas, bald Englands — offenbart zugleich, warum England unterliegen mußte. Nicht allein, weil die Vorgänge sich 1914/18 abspielten, als England auf die U. S. A.-Kriegshilfe angewiesen war — nein, Mexiko, viermal so groß als Deutschland, kann nicht durch eine einmalige koloniale Aktion gebunden werden, zu der England den Weg über ein Viertel der Erdfugel machen mußte. Die U. S. A. dagegen brauchen nur eine Wendung zu machen, um mit der ganzen Wucht ihrer finanziellen und sonstigen Streitmacht ihre Wünsche dort vorzubringen.

Größere Politik noch war Deterdings russischer Plan. In der russischen Revolution kaufte er (75 %?) Vorkriegs-Bakuaaktien von Emigranten und erstrebte Einigung mit Rußland, um ein Riesenglacis für Englands Ölmacht zu schaffen mit dem Block aus Rußland, Türkei, Persien, Mesopotamien, Afghanistan. Da Rußland sich weigert, versucht Deterding sogar, dessen Regierung zu stürzen und dem Russenöl den Weltmarkt zu sperren. Aber Rußland läßt sich nicht binden, weil es sein Öl für eigene politische Zwecke und schließlich auch für die Weltrevolution verwenden will. Die Standard-Oil-Company fällt England in den Rücken, kauft Rußland das boykottierte Öl ab, überschwemmt damit Indien. Deterding aber bringt es fertig, fast eine halbe Milliarde Mark Kredit in den U. S. A selbst aufzunehmen zum Kampf eben gegen die Standard-Oil-Company. Selbst die innere Politik der Union wird von dem Streit erfaßt, und Hoover bekämpft die Geschäfte der Standard-Oil-Company mit den Comjets, wird unerwarteter Bundesgenosse Deterdings, weil sein Gegen-

kandidat für die Präsidentschaft, Hughes, die Leitung der Standard-Politik mitbestimmt. Deterdings Pressestab wütet durch die Hunderttausende von Zeitungen der in Englands Weltreich eingefügten 450 Millionen Menschen gegen die Standard-Oil-Company, gegen welche Hoover durch die ihm unterstellten Handelskammern der Union und seine Presse donnert. Währenddem fahren die Weltpreiskurven wild durcheinander, rollt die Standard-Oil-Company unentwegt fast 15 Millionen Faß Russenöl jährlich zu Dumpingpreisen in britische Einflußzonen und nach Frankreich, das sich für seine Kriegsmarine billig eindeckt. Mit 1928 endet in einem kleinen Vorteil Englands das Ringen, das jeden der Kämpfer an 70 Millionen Mark gekostet haben wird.

Seit dem Eintritt in das technische Zeitalter ist das Erdöl wie die Kohle eines der ruhelosen großen Dinge der Welt geworden. International und national gebunden, reich und einfach sind die Großwirtschaftsformen des Erdöls. Ist es noch verwunderlich, daß zwischen solchen Polen eine Erdölpolitik entsteht — sprunghaft, gewaltbehaftet, fernstrebend, schnellwiegend wie ein ölgetriebener Kraftwagen selbst?

Diesem Petrol-Jazz gegenüber ist schon oft die Frage aufgetaucht, warum es hier und dort Erdöl gibt, anderswo aber nicht, ob Zufall dabei wirkt oder Gesetzmäßigkeit, so daß Quellen an noch unbekannten Stellen mit Wahrscheinlichkeit vermutet werden könnten. Eine Erklärung versucht Hörbigers Welteislehre, nach der jeder der vier Monde, welche die Erde schon gehabt habe, bei seinem Heranschräuben an die Erde die Meere um den Äquator zusammenzog, die nach dem jedesmaligen Mondabsturz sich wieder verließen. Millionen von Kadavern der zeitweise ins ungeheure wachsenden Meeres-tiervelt werden bei diesen Einstüuten, die jedesmal mit einer Eiszeit zusammenfallen, in die beckenartigen Vertiefungen der Länder geschwemmt, dann durch eine Reihe weiterer Vorgänge mit Eis und Gestein bedeckt und schließlich unter dem wachsenden Druck zu Erdöl destilliert.

Ein Versuch, die Wasserverteilung der Erde vor dem Ein-
fang des heutigen Mondes und weiterhin die Flutbewegung kurz vor der letzten Sintflut zu rekonstruieren, wird immer Fragment bleiben, aber er ergibt die überraschende Erscheinung, daß die meisten der heute bekannten Ölfelder innerhalb der so gedachten Spielräume liegen. Und weiterhin die Vermutung, daß die Ölfelder Südamerikas, Vorderasiens und Australiens mit seiner Inselwelt den nordamerikanischen nicht nachstehen, daß im kaspischen Rußland vielleicht das größte Lager der Welt liegt, während die kanadischen und sibirischen mit Ausnahme des ochotskischen Randes eine lange Kette nur dünner Vorkommen sind, und daß der Großteil Afrikas aus den heute erreichbaren Bohrtiefen kein Petroleum spenden wird.

Dem ersten Bohrloch von 1839 sind inzwischen 650 000 in Amerika gefolgt; rund 1 Million ist die Zahl der Bohrlöcher aller Erdteile. In diese fieberhafte Tätigkeit, in diese 50 Milliarden zinsheischenden Ölkapitals, in diese von Jahr zu Jahr steigende Hochspannung der Welt-Ölpolitik fuhr vor nicht langer Zeit die Kunde, daß die Herstellung künstlichen Erdöls in Deutschland entdeckt worden sei. Bald darauf entstehen schon die ersten deutschen Fabriken, um die Erfindung in die Tat umzusetzen. Kombinationen für den Wiederaufstieg umwittern diese Werke, denn nur 2 % der deutschen Kohlenförderung würden genügen zur Gewinnung des deutschen Ölbedarfes, etwa ein Fünftel der heutigen Kohlen-Weltförderung für den Ölverbrauch der ganzen Erde.

Neue Fernblicke auf eine ungeahnte Verbindung von Naturprodukt und technischer Kunst zu neuen Petroleumkomplexen über die ganze Erde eröffnen sich. Amerika wie England sind bereit, mit scharfen Augen ihre alte Verhandlungskunst der neuen Erscheinung zuzuwenden. Doch noch blickt der janusköpfige Erdölgott über die Welt, Krieg und Frieden in den Jügen seines doppelgesichtigen Hauptes tragend.



Abb. 1. „Eine Hand wäscht die andere.“

Kupfer von Paul Troschel aus dem 17. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches Museum.

Schaut! Ehen, die werden im Himmel beschlossen
von dannen in Herzen der Menschen gegossen;
dann waschen sie beide einander die Hand
er schauet, er hauet, er bauet das Lend;
sie denket in Zeiten was schade, was fromme
und wie sie zu etwan was eigenes komme.
sie sorget des Morgens und Abends wie recht
vor Herzen, Gesinde, vor Kinder, vor Knecht.

Er hacket, er zwacket in Püschchen und Wälden
er ackert, er sät, er meheth in Felden
er ähnet, gewinnet mit Schweiß und mit Fleiß
mit-wissen Gewissen die tägliche Speiß.
sie fasset die Nadel, die Spindel, den Rocken
zu keinerlay Weibes-Hausarbeit erschrocken.
So waschen sie beide einander die Hand
er sät, sie zehet, und bleiben im Land.

Verlöbniß und Ehe in der Entwicklung des deutschen Rechts.

Von Gerichtsassessor Dr. jur. E. K. Schmelzeisen.

Nur selten fällt bei der Betrachtung vergangener Kultur-epochen ein Blick auf die Welt des Rechtslebens. So ist es denn den wenigsten bekannt, welcher Reichtum an Kulturgütern sich neben den Bildungen in der Literatur, Kunst und Weltanschauung im Kreise des Rechtswerdens zu früheren Zeiten entfaltet hat. Wichtig oder doch zum mindesten nicht überflüssig erscheint es darum, die Entwicklung des deutschen Rechts im Verfolg unserer Kulturgeschichte zu beachten. Auch soll man bedenken, daß die Rechtsanschauungen unserer Vorfahren die geistigen Ahnherren des aus ihnen vernunft- und entwicklungs-mäßig gebildeten modernen Rechts sind. Dazu kommt, daß gerade unser altdeutsches Recht in hervorragendem Maße vom Volksbewußtsein getragen war und infolgedessen eine Natürlichkeit und Frische verrät, die in einer nicht unerheblich auf

den Mechanismus gerichteten Zeit ungemein reizvoll erscheinen. Findet das moderne Recht in der nüchternen und unerzittlichen, weder Anmut noch Barschheit oder Entrüstung kennenden Sprache des Gesetzes seine Fassung, so kleidete sich das deutsche Recht der Vergangenheit vielfach in die Form des Sprichworts, dem nicht selten Humor und Poesie eigen sind. Solche Rechtspruchwörter wurzelten tief im Volke, das damit dem Rechtsleben weniger entfremdet war, als dies heute leider allzu häufig der Fall ist. Noch gegenwärtig ist das Rechtspruchwort im Volksmund lebendig, ohne allerdings dem Nichtwissenden in allen Fällen seine Herkunft zu offenbaren.



Abb. 2. Eheschließung durch den Priester.

Aus dem Roder des Thomas Stitny.
Prag, Universitätsbibliothek.

In den familienrechtlichen Einrichtungen des Verlöbnisses und der Ehe gelangen Werden und Wachsen unseres von der Volksüberzeugung getragenen a ldeutschen Rechtes besonders schön zum Ausdruck. In der Entwicklung der Menschheit ist das Verhältnis der gegensätzlich gearteten Geschlechter zueinander von jeher die treibende Kraft gewesen. Hier zeigen sich die Urthatfachen des Lebens. Soweit wir in die Geschichte der Völker und ihrer Sitten zurückgehen, finden wir daher Spuren von Bestimmungen über die Ordnung der Geschlechter untereinander.

In frühester, vorhistorischer Zeit vollzog sich die Eheschließung bei den Germanen wie an anderen Orten der Erde nicht anders als dadurch, daß der Mann sich seine Frau aus einem fremden Stamme raubte und heimführte. Nur auf diese Weise konnte er in den Alleinbesitz einer Frau gelangen, denn in den Besitz des Weibes aus eigenem Stamme mußte er sich mit seinen Genossen teilen. Sicherlich hat diese sogenannte exogame Ehe vielfach gesundheitlichen und wirtschaftlichen Verfall im Gefolge gehabt. Auch war sie als solche kaum geeignet, eine durchgreifende sittliche Ordnung zu begünstigen. Wir müssen annehmen, daß im übrigen Vielmannerei oder Vielweiberei die hauptsächlichsten Formen der Geschlechtsverbindung darstellte. Daher mögen Bachofen wie Morgan und andere namhafte Forscher nicht unrecht haben, wenn sie für diese Frühzeit das Mutterrecht annehmen. Da der Vater in den meisten Fällen wohl kaum festzustellen war, mußte die Blutsverwandtschaft in der Verbindung von Mutter und Kind ihre natürliche Grenze finden.

Mit einer ursprünglichen Gleichordnung der Frau gegenüber dem Manne hat dies Mutterrecht nichts zu tun. Doch zeigt es uns, daß nicht der Verband von Mann und Weib, sondern der von Mutter und Kind den Anfang der Familie bildete.

Noch in vorgeschichtlicher Zeit ist der exogame Frauenraub überwunden worden durch den endogamen, den Raub der Frau aus eigenem Stamme. Er ist zunächst durchaus ein Rechtsbruch, denn durch den Raub läßt sich der Mann einen Eingriff in das Recht dessen zuschulden kommen, dem die Gewalt über die Frau zukommt. Indes kann durch Sühne dieser Rechtsbruch geheilt werden, und der Raub verleiht dem, der ihn wagt und vollführt, das Weib zu alleinigem Besitz.

So wird auch dem endogamen Frauenraub ehebegründende Kraft zuerkannt. Sicherlich ist mit dieser Wandlung das Bewußtsein der Vaterschaft erwacht, denn die Möglichkeit, ein Weib des eigenen Stammes zum Alleinbesitz zu gewinnen, wird die Gruppenehe mehr und mehr verdrängt haben, wenn wir auch die Vielweiberei noch lange in Deutschland finden. Bis in die geschichtliche Zeit hat sich auch der endogame Frauenraub nicht erhalten. Nur der Brautlauf, ein später vielfach geübter Frauch bei der Trauung, und ein davon ab-

gewandeltes, bis in die jüngste Vergangenheit hineinragendes Hochzeitspiel mit seinem Scheinkampferinnern an die ehemalige Raubehe.

In dem endogamen Frauenraub lagen bereits die Wurzeln der Verträgehe, wie sie uns als „Frauenkauf“ in den ältesten deutschen Rechtsquellen als die einzig anerkannte Form der Eheschließung entgegentritt. Der Sühnevertrag, durch den der Frauenraub in den friedlichen Besitz des Weibes überging, schloß die Zustimmung der Verwandten der Braut zur Ehe in sich. Diese Zustimmungserklärung wird nun Hauptmerkmal der Eheschließung, während der vorherige Friedensbruch infolge Raubes wegfiel. Das Schwergewicht lag also in der Vereinbarung des Bräutigams mit der Sippe der gewählten Braut. Daß der Wille der Braut nicht in Erscheinung tritt, darf nicht verwundern. Sie ist bei dem Vertrage nicht Partei, sondern Vertragsgegenstand. Das folgt daraus, daß das Weib ganz allgemein in älterer Zeit lebenslang unter der „Munt“ stand. Diese Munt bezeichnet ein Schutzverhältnis, dessen das Weib als das

physisch schwächere Geschlecht ähnlich wie die Kinder bedürftig war. Inhaber der Muntgewalt ist zunächst der Vater und an seiner Statt der Vormund. Durch Entrichten des Kaufpreises löst der Freier die Jungfrau aus der Munt ihres Vaters oder Vormundes, wobei sie ihm als Braut in seine eheherrliche Munt überliefert wird. Damit erlangt der Mann dieselben Rechte über sein Weib wie sie vorher dessen Vater oder Vormund innehatte. Das Schwert ist das Symbol dieser eheherrlichen Gewalt. Der Mann darf sein Weib z. B. wegen Ehebruchs töten, es züchtigen und, in älterer Zeit, zur Strafe, sowie aus Not, verkaufen.

Ursprünglich hatten die Rechte des Ehemanns sogar Wirkung über den Tod hinaus. Wahrscheinlich mußte bei den



Abb. 3. Der Frauenraub.
Eisenradierung von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1516.



Abb. 4. Verlobung.

Holzchnitt von Hans Burgkmair aus Petrarca's „Trost im Unglück“.

Germanen das Weib in vorhistorischer Zeit, wie dies auch bei anderen Völkern der Fall war, ihrem Gatten als Lofenteil ins Grab folgen. Aus demselben Gedanken war aber noch in historischer Zeit der Witwe die Wiederverheiratung verboten. Dem entsprach nicht ein Recht der Frau gegenüber ihrem Manne. Deshalb konnte dieser auch keinen Ehebruch begehen.

Erst in fränkischer Zeit erleidet die ehemannliche Gewalt unter dem Einfluß der Kirche eine Abschwächung. Jetzt werden gegenüber den Rechten in erster Reihe die Pflichten betont, die den Mann als den Vogt seiner Frau treffen. Dem entsprechend erwachsen nunmehr auch der Frau Rechte gegenüber ihrem Manne. Jetzt kann auch dieser sich eines Ehebruchs schuldig machen. Eine weitere Folge der veränderten Rechtsanschauung ist es, daß die Gattin dem Stande ihres Gatten folgt, sei dieser auch ein höherer als der ihrige. Endlich schwand das Löbungsrecht des Mannes. Allein das Züchtigungsrecht hielt sich, und zwar teilweise bis in die jüngste Zeit. In dem um 1200 entstandenen Nibelungenlied klagt Kriemhild dem Hagen, daß sie Siegfrieds Sieg über Brunhild dieser verriet. Dann heißt es:

„Daz hât mich sît gerouwen“, sprach das edel wip, „ouch hât „er sô zerblouwen dar umbe „minen lip.“

Dies Züchtigungsrecht ist ein Ausfluß der dem Manne verbliebenen Mundialgewalt über die Frau. Kraft derselben hat er auch die Munt über seine Kinder,



Abb. 5. „Wie Raimund und Melusina zusammen wurde gelegt und in der Bischoff gesegnet mit vil gutten Gebetten.“ Aus der Historie der schönen Melusine. Erschienen 1474 bei Johann Bäumler, Augsburg.



Abb. 6. Ehe.

Holzchnitt von Hans Burgkmair aus Petrarca's „Trost im Unglück“.

die ebenso der absoluten Strafgewalt des Vaters unterliegen. Der Schwabenspiegel (um 1275) sagt noch: „Ein man verkoufet sin kint wol mit rechte, ob in chafft not dar zuo twinget.“ Später erlangte der Vater die Mundialgewalt über seine Kinder, die wie die über die Frau im Laufe der Zeit erheblich abgeschwächt wurde, unmittelbar auf Grund der Rechtsvermutung, daß der rechtmäßige Ehemann der Mutter der Erzeuger der Kinder ist. Dabei mußte der Vater sich vielfach durch sinnfällige Handlungen als des Kindes Erzeuger bekennen, z. B. indem er es vom Boden aufhob.

Wie alle Verträge der älteren Zeit, wurde auch der Frauenauf erst rechtlich gültig mit der Zahlung des Kaufpreises, auch meta oder Muntshaft genannt, an den Vater der Braut. Der Ehevertrag ist ein reiner Barvertrag. Das erscheint vom Standpunkt unserer heutigen sittlichen Anschauungen für die Frau nicht wenig erniedrigend. Immerhin ist zu bedenken, daß gegenüber den roheren und ungebändigten Verhältnissen, welche noch die Zeit der Raubehe bezeichnen, in der Ordnung der ehelichen Beziehungen durch den friedlichen Kauf sicherlich ein Fortschritt liegt. Dies gilt um so mehr, wenn man vergleichsweise auf die ursprünglichsten Sexualverhältnisse verweist, von denen feststeht, daß sie ziemlich ungebunden waren. Auch ist das Individualbewußtsein in den Frühzeiten einer Kultur naturgemäß nicht so ausgebildet wie zu späteren, höher entwickelten Epochen. Dazu kommt ein weiterer Gesichtspunkt, auf den besonders Georg Simmel aufmerksam gemacht

hat, daß nämlich der Frauenkauf es zu sinnfälligem und eindringlichem Ausdruck gebracht hat: die Frauen sind etwas wert — und zwar in dem psychologischen Zusammenhang, daß man nicht nur für sie bezahlt, weil sie etwas wert sind, sondern daß sie etwas wert sind, weil man für sie bezahlt hat. Denn je mehr Mühen und Opfer der Mensch auf einen Besitz verwendet, um so lieber und wertvoller ist er ihm.

In der weiteren Rechtsentwicklung teilt sich der Frauenkauf in zwei Rechtsgeschäfte: die Verlobung und die Erfüllung derselben, die Trauung. Zunächst ist auch noch zur Wirksamkeit des Verlöbnisses die Zahlung des Kaufpreises erforderlich, doch genügt es später, wenn der Freier den Kaufpreis gelobt und ein Handgeld dafür hingibt. Die Zahlung des Kaufpreises erfolgte dann erst bei der Trauung Zug um Zug gegen die Übergabe der Braut durch deren Muntzherrn, die symbolisch geschah, indem die Braut dem Bräutigam auf den Schoß gesetzt wurde. Anschließend daran führt der Mann die Frau in sein Haus, wo ein festliches Gelage stattfindet, bei dem die Frau zum ersten Male als die Wittin und ihres Mannes Genossin erscheint. Die Trauung fand ihren Abschluß mit dem Beilager. Erst mit dessen Vollzug war die Ehe unlösbar. Es trat unter den Ehegatten Standesgleichheit wie vor allem Gütergemeinschaft ein: „Ist das Bett beschriftet, ist das Recht erstritten“ und „Ist die Decke über dem Kopf, so sind die Gatten gleich reich“ sagte das Rechtsprüchwort. Am Morgen nach dem Brautbett überreicht der Mann seinem Weibe die Morgengabe. Ihrem Sinne nach ist sie ein Preis der Jungfräulichkeit und wurde demgemäß der Witwe ursprünglich nicht gegeben. Worin diese Gabe bestand, lesen wir z. B. im Sachsenspiegel: „Nû vernemet, was ichlich man von ritters art müge gebn sime wibe zu morgengabe. Des morgens, als her mit ir zu tische gêt: vor ezzene, âne erben gelob, sô mac her ir geben einen knecht oder eine magit, die binnen iren jâren sîn, und gezüne und gezimbere und veltgende vihe.“ Bei unebenbürtigen Ehen reichte der Mann seiner Gattin nur die Morgengabe. Daher trugen



wie eyn edle Junkfrow off eyner hochzyt
eyner edlen frowen mit eynem stecken die nasenzerchlich vmb
das sy irs mans bezech.

Abb. 7. Aus dem „Ritter von Turn“.
Basel 1493. Unbekannter Verfasser.

diese Ehen den Namen „matrimonium morgengabiam“, woraus die Bezeichnung morgantische Ehe entstanden ist.

Mit der Herausbildung des Verlöbnisses vollzog sich noch eine andere Umwandlung. Die Braut wird beim Abschluß der Verträge zugezogen, indem ihr ein Widerspruchsrecht eingeräumt wird. Im Mittelalter wird sie selbstständige Vertragspartei. Dem Vater oder Vormund verbleibt die Genehmigung des Vertrages. Die Folge war, daß nunmehr bei der Verlobung das Handgeld und bei der Trauung der Kaufpreis nicht mehr dem Muntzwalt, sondern der Braut gegeben wurde, und zwar jenes vielfach in Gestalt eines Ringes, wie ihn schon die Römer gekannt haben, dieser als Wittum zur Sicherstellung der Frau für die Zeit eines späteren Witwenstandes.

Die naturnotwendige Folge der Einführung der Selbstverlobung war die Gestattung der Selbsttrauung. Jetzt übergibt nicht mehr der Vater oder Vormund dem Bräutigam die Braut, sondern ein von den Brautleuten gekorener Vormund. Dem wachsenden Einfluß der Kirche entsprach es, daß hierzu vor allem Kleriker gewählt wurden. Auch wurde als Ort der Trauung im Mittelalter weniger das Haus der Braut als der Ausgang vor der Kirche gesucht, so daß die einander zur Ehe Gegebenen anschließend die Brautmesse hören und kirchlich eingesegnet werden konnten. Doch trat auch jetzt noch die volle Wirkung der Eheschließung erst mit dem Beilager ein.

Für die weitere Ausgestaltung des Eherechts war der Einfluß der Kirche von entscheidender Bedeutung. Von jeher schon hatte sie die Ehesachen als zu ihrer Zuständigkeit gehörig angesehen. Auch nach kanonischem Recht werden Verlöbnis (sponsalia de futuro) und Trauung (sponsalia de praesenti) unterschieden. Letztere ist durch ihren sakramentalen Charakter über ihre an und für sich gegebene Unheiligkeit erhoben. Dennoch wird auch nach kirchlicher Ansicht die Ehe nicht von dem Priester, sondern von den Brautleuten geschlossen, wenn auch der Eheabschluß „im Angesicht der Kirche“ wiederholt eingeschärft wurde. Dazu kam die von dem berühmten Scholastiker Petrus Lombardus begründete Lehre,



Abb. 8. Der Brautschaf.
Holzschnitt von Hans Burgkmair.



Abb. 9. Das Hochzeitsfest.
Holzschnitt von Hans Burgkmair.

daß jedes Verlöbniß zur Ehe erstarkte, wenn die Brautleute einander hingaben. Diese Lehre hat viel Verwirrung gestiftet, in die Luther Klarheit zu bringen versuchte, indem er den Unterschied von Eheversprechungen für die Zukunft und für die Gegenwart verwarf. Auf dem Tridentiner Konzil (1563) wurde dann als Erfordernis einer gültigen Eheschließung die übereinstimmende Erklärung der Brautleute vor dem Pfarrer und zwei oder drei Zeugen aufgestellt. Allerdings brauchte der Pfarrer zur Entgegennahme der Erklärungen nicht bereit zu sein, wie das etwa heute für den Standesbeamten nach § 1317 des Bürgerlichen Gesetzbuches vorgeschrieben ist.

Der letzte Abschnitt der Entwicklung ist gekennzeichnet durch die Einführung der obligatorischen Zivilehe. Zuerst wurde sie 1792 in den französischen Code civil aufgenommen. In Deutschland verlangte sie die Nationalversammlung 1848 und nahm diese Forderung in die Grundrechte auf. Doch wurde sie erst vorgeschrieben durch das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875. Hiernach wird ein Religionsdiener, der zu einer kirchlichen Trauung schreitet, bevor ihm der Eheabschluß vor dem Standesbeamten nachgewiesen ist, mit Geldstrafe oder Gefängnis bestraft. Das mit dem 1. Januar 1900 in Kraft getretene Bürgerliche Gesetzbuch, welches in seinem vierten Buche das Familienrecht behandelt, hat an der obligatorischen Zivilehe festgehalten.



Abb. 10. Das unzufriedene Ehepaar.
Holzschnitt von Georg Erlinger, Bamberg,
aus dem Jahre 1519.
Wien, K. K. Kupferstichsammlung.

Überschauen wir rückblickend noch einmal den Lauf der Entwicklung! Als ursprünglich staatenbildenden Verband finden wir nicht die Ehe und die sie umgebende Familie, sondern den Stamm. Er nimmt den Mann mit seiner ganzen Kraft für sich in Anspruch. Eine individuelle Ehe hat unter solchen Verhältnissen keine Daseinsmöglichkeit. Der Fortpflanzungstrieb als der ausgesprochene Träger einer Gattungserhaltung findet in der primitivsten Ordnung der Geschlechter hinreichend Entfaltungsmöglichkeit. Andere Aufgaben fallen der Gruppenehe nicht zu. Mit dem Erwachen des männlichen Eroberungsgefühls, das unmittelbar auf Erlangung und Erhaltung des Besitzes in sachlicher Beziehung triebhaft gerichtet ist, verbindet sich die Entfaltung der männlichen Individualität. Der Mann empfindet sich als ausgesprochenes Sexualsubjekt, und aus diesem Empfinden kann das Vaterschaftsbewußtsein ungehemmt hervorbrechen. Immerhin steht die Frau ihm hier vermöge der organischen Verbindung mit dem Kinde naturmäßig entschieden begünstigt gegenüber. Dennoch findet in der

Einehe neben dem Fortpflanzungstrieb auch die männliche Persönlichkeit ihren Wirkungskreis. Die Bedeutung des Stammes ist dabei nicht ausgeschaltet. Nach echt germanischer Auffassung ist die Eheschließung weder auf seiten der Braut noch auf der des Bräutigams Angelegenheit der daran beteiligten Einzelpersonlichkeit, sondern sie steht im Dienste des Familienverbandes. „Liebe vergeht, Hausacker besteht“ sagt



Abb. 11. Die Heirat aus Liebe.
Zwei Stiche von Heinrich Woltzius, niederländischer Maler, Zeichner und Stecher (1558—1617).



Abb. 12. Die Heirat aus Eigennuß.
Zwei Stiche von Heinrich Woltzius, niederländischer Maler, Zeichner und Stecher (1558—1617).



Mit Genehmigung des Bavaria-Verlages, München.

Radierung von Prof. A. Ecker.

„Liebe vergeht, Hausacker besteht“

Nordfriesisches Bauernzimmer.

der Volksmund in urwüchsigen und gesunden Bauernkreisen noch heute, alte Sitte treu bewahrend. Doch hat das deutsche Recht schon früh auch der Persönlichkeit der Frau Rechnung getragen und ihr die Stellung als ihres Mannes Genossin zugewiesen. Die weitere Herausbildung der Persönlichkeit gibt der fernerer Entwicklung ihr Gepräge. Die Kirche hat in dieser Beziehung vor allem gewirkt und die Ehe mehr und mehr aus dem Zusammenhang mit der Sippe gelöst. Andererseits hat sie das Verdienst, die Liebe als wesentlichsten Inhalt der Ehe verkündet zu haben, was eine ungemeine Verinnerlichung der Gattenverbindung mit sich brachte. Mit der Renaissance ist die Individualität der Frau so weit ausgebildet, daß sie als Vertragspartner des Mannes erscheint. Doch befindet sich vorläufig der Wirkungskreis der Frau noch immer am häuslichen Herde. Erst mit dem Barock tritt die Frau teilweise in die Außenvelt, die bis dahin nur dem Manne gebührt hatte, allerdings auch nur in der Gestaltung einer kulturellen Gesellschaftsform. Seit dem Ende des Barocks macht sich eine stetige Verweltlichung der Ehe bemerkbar, die in der Einführung der Ziviltreuung ihren bemerkenswerten Ausdruck findet. Die volle Entfaltung und Festigung der weiblichen Individualität ist heute noch nicht vollendet. Nach dem durchaus männlichen Unternehmen des Weltkrieges versucht nunmehr die Frau mit erhöhter Kraft die

Gleichberechtigung zu gewinnen. Indes wird sie sich hierbei bei ihrer gegensätzlichen Eigenschaft gegenüber dem Manne bewußt bleiben müssen, wenn anders ihre berechtigten Bestrebungen nicht erfolglos bleiben sollen. Daß alle derartige Fragen von größtem Einfluß auf die Gestaltung der ehelichen Verhältnisse sind, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Im Recht selbst braucht das vorerst keinen unmittelbaren Ausdruck zu finden. Doch wird der Richter bei der Rechtsschöpfung sich damit auseinanderzusetzen haben. Man hat manchmal den Eindruck, als würden Ehen heute zu leicht geschieden. Die Folge davon wäre eine Leichtfertigkeit bei der Eingehung von Ehen, wie wir sie zur Zeit nicht selten finden. Die Zusammenfassung von Menschen birgt immer Probleme in sich, sicherlich wenn sie so inniger Art ist wie die Ehe. Diese Probleme wollen gelöst sein vom einzelnen wie von der Gemeinschaft füreinander. Die Verweltlichung der Ehe ist die naturnotwendige Folge einer stetigen Verweltlichung der gesamten Weltanschauung seit der Aufklärungszeit. Es ist auch gut, wenn die Menschheit mit beiden Füßen in der Wirklichkeit wurzelt und sich ihrer materiellen Grenzen bewußt bleibt. Nimmt man ihr aber ihre Ideale — und das hat die moderne Zeit schon in geradezu unverantwortlicher Weise getan! —, so macht man sie unfähig zur Erfüllung ihrer wirklichen und höchsten Aufgaben innerhalb ihrer Geschichte.

Nirgend außer sich beobachtet der Mensch einen zum Bewußtsein gelangten Willen, alles sieht er in den Fesseln unwandelbarer, unveränderlicher, fester Naturgesetze; nur in sich selbst erkennt er ein Etwas, was alle diese Wirkungen, einen Willen, der alle diese Naturgesetze beherrschen kann, einen Geist, der in seinen Äußerungen unabhängig von diesen Naturgewalten ist, der in seiner ganzen Vollkommenheit nur sich selbst Gesetze gibt.

Liebig.

*

Nur wer des Lebens Bedeutung und seinen Ernst erkennt, das Leben hält für ein Schaukeln auf den Wellen der Lust ohne Ziel und Zweck, nur der erkennt der Ehe hohe Bedeutung, verhöhnt sie als veraltet, als eine morsche Schranke gegen wahre Kultur.

Ehrenberg.

OZEANIA

von HANS RICHTER

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung. Copyright 1928 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin.

9.

Der Pullmanwagen hielt direkt vor Geisenheim, als der Zug einlief. „Das ist er“, sagte der Professor.

Der elegante Luis Alvarez musterte kritisch, war aber viel zu höflich, um etwas zu sagen. Udenhof erriet das. „Sie meinen, seine Eleganz wäre ein wenig von gestern. Gut, wenn es darauf ankommt, das kann man ändern.“

„Nur im Interesse unserer Sache, Herr Professor.“

„Der da unten wird für unsere Sache viel mehr tun, als sich nur einen neuen Anzug kaufen. Leute, die ich brauchen kann, schaffen's mit dem Willen und mit dem Einsetzen der ganzen Persönlichkeit.“

Don Luis wußte das angeborene diplomatische Gefühl des vornehmen Spaniers stets an der rechten Stelle einzusetzen. „Das schätzen wir und andere Nationen ja gerade an den Deutschen.“ Und er hielt sich zurück, als Udenhof seinen ehemaligen Schüler begrüßte.

„Wort gehalten, was? Na also, nun brauchen wir uns nicht mehr bei Vorreden aufzuhalten, jetzt ist's so weit. Aber hier auf dem Bahnhof läßt sich das nicht besprechen.“

Wenig später saß Geisenheim dem Professor im Savoy, dem elegantesten Hotel von Buenos Aires, gegenüber. „Sie sind frei?“

„Mehr, als mir lieb ist“, gestand der offen.

„Gut! In vier Tagen reise ich nach Europa zurück, meine Mission hier ist beendet. Alles Geschäftliche liegt zu Händen des Luis Alvarez; Sie haben ihn auf dem Bahnhof gesehen, und Sie werden ihn noch näher im Jockeyclub kennenlernen. Er ist der Repräsentant der Sociedad Atlántica Hispano-Argentina, die unser neues Verkehrsluftschiff zu Kursfahrten zwischen Spanien und Argentinien chartern wird. Die finanzielle Seite ist also Sache der Sociedad, aber die lufttechnische bleibt uns. Alvarez wird hier alles, was nur möglich ist, tun; die argentinischen Geldleute sind noch etwas schwierig, und wir müssen bei unserer ersten Fahrt mit provi-

sorischen Verhältnissen rechnen. Die so weit durchzuarbeiten, daß sie keine Gefahr für unser Schiff bedeuten, ist Ihre Sache. Zu diesem Zweck biete ich Ihnen einen Posten im Luftschiffbau mit einem Gehalt von —“ — er nannte einen angemessenen hohen Betrag — „an. Na?“

Und als Geisenheim schwieg: „Ist Ihnen wohl nicht recht, was?“

„Halten Sie mich nicht für undankbar, Herr Professor, eigentlich habe ich ja gar keine Wahl, und es sollte und

müßte mir alles recht sein; wenn Sie mich aber fragen — ich hätte mir einen aktiveren Posten gewünscht. Die alten Verbindungen wiederbekommen, wieder einmal im Führerstand stehen, Motoren brummen hören, denen man selbst den Befehl dazu gegeben hat — wieder fahren.“

Die Krähenfüße um die Augen des Professors zuckten wie von innerlichem Lächeln. „Ich habe ja gar nicht gesagt, daß Sie nicht fahren sollen.“

„Aber ...“

„Also, Sie ungläubiger Thomas, Sie bekommen einen Vertrag mit Klauseln und Paragraphen, daß jeder zünftige Jurist seine Freude daran haben

soll. Und in dem wird stehen, daß der Kapitanleutnant außer Diensten Friedrich Geisenheim wieder in die Dienste des Luftschiffbaus tritt, daß er vorerst Bevollmächtigter des Konzerns für Südamerika ist, daß er aber seine Arbeit hier unten in kürzester Zeit abzuschließen hat.“

„Weil —“ in die hohe Stirn des Jüngeren schoß eine rote Welle.

„Weil wir mit dem Gerüstbau des neuen Luftschiffes drüben in acht Wochen oder so fertig sind, weil wir dann beziehen, die Ballons einbauen, und weil wir dann bald den Flossen aus der Halle ziehen und mit den Probefahrten beginnen wollen. Und weil eben der Kapitän Geisenheim zur Besatzung des Schiffes gehören wird. Meinen Sie etwa, ich lasse Sie,



Bavaria-Verlag.

Ruderer.

Holzschnitt von Prof. L. v. Hofmann.

nachdem ich Sie nun endlich gefunden habe, wieder aus den Fingern? Is nich, mein Freund!"

"Herr Professor —"

"Na, immer noch nicht einverstanden?"

"Einverstanden ist gar kein Wort dafür. Wissen Sie, was ich möchte? Umarmen möchte ich Sie."

"Tun Sie's nicht! Wir Deutschen passen nicht für so was. An die südamerikanischen Freundschaftszeichen habe ich mich erst gewöhnen müssen." Er markierte die Art, wie sich Spanier mit Umarmung und Rückenklopfen zu begrüßen pflegen. „Gemacht haben Sie das mit mir ja auch, aber gefallen hat mir's nicht.“ Geisenheim presste die Finger des Professors.

Der schüttelte die Hand. „Ihre Kräfte haben Sie nicht verloren. Also, damit ist der Vertrag zwischen uns beiden perfekt. Das Schriftliche, natürlich, das muß sein, aber für die andern. Aber nun hören Sie mal, zu nahe treten will ich Ihnen nicht, aber so ein alter Kerl wie ich kann's schon sagen: für das Frühstück, das wir nachher im Jockeyclub nehmen werden, sind Sie für argentinische Augen nicht elegant genug.“

Geisenheim sah verlegen an sich herunter. „Es ist schon der eleganteste“, gestand er.

„Hab ich mir gedacht. Also erst mal Equipierungszuschuß für unseren Bevollmächtigten. So viel haben die Argentinier ja schon von Nordamerika profitiert, daß man so was in einer halben Stunde kaufen kann. Also zuerst einmal Straßenanzug für den Klub und für heute nachmittag etwas Halbfestliches für die Villa Souza; da muß ich Sie beim Tee auch noch ein paar Bonzen vorstellen. Damit Sie im Bilde sind: vornehmes Haus, beste Familie, tadellose Verbindungen, reich, großer Einfluß, besonders mit dem Ehrgeiz behaftet, daß alles, was wichtig ist, in ihrem Salon geschieht, und —“

„Junge, sehr hübsche Nichte“, vollendete Geisenheim.

Der Professor staunte: „Nanu?“

„Ich muß gleich mit Beständen anfangen: in dem Hause bin ich schon gewesen, als Chauffeur einer Blumenfirma.“

„Und Sie meinen, das Mädel wird Sie wiedererkennen?“

„Ich glaube schon. Ich habe ihr vor ein paar Tagen noch einen Dienst erweisen können, bei einem Autounfall.“

Der Professor lief auf und ab. „Der Alvarez, dieser Himmelhund, hat so was geahnt. Na, aber zu ändern ist's nicht. Lassen Sie sich nicht verblüffen, tun Sie, als ob Sie ein ganz anderer wären, wenn das sonst eigentlich auch nur im Kientopp vorkommt, wo die Filmheiligen von der Gegenpartei immer mit Blindheit geschlagen sind. Und wenn's gar nicht anders geht, dann reden Sie mit dem Mädel, auf den Mund gefallen sind Sie ja schließlich nicht.“

„Könnte man diesen Besuch nicht wenigstens auf einige Tage verschieben?“

„Nee, nee, lieber Freund, 'ran an den Speck, in drei Tagen dampfe ich ab, und dann ist's zu spät.“

Zur Frühstücksstunde schritt Geisenheim, amerikanisch auffrisiert, die breite Freitreppe zum Jockeyclub, der den Ruhm für sich in Anspruch nimmt, der eleganteste Klub der Erde zu sein, herauf. In einer Ecke des Speisesaals war der Tisch für den europäischen Gast mit Blumen verschwenderisch dekoriert; der Kellerchef hatte die verstaubtesten Bestände seines Vorrats herausgegeben und der Mayordomo ein Frühstück zusammengestellt, das eigentlich ein Diner war.

Der Chef der argentinischen Fliegerei und ein Vertreter des Verkehrsministers erwarteten sie bereits. Alvarez übernahm die Vorstellung.

Der Oberst lächelte. „Wir kennen Ihren Namen hier, Herr Kapitän.“

Geisenheim mußte zuerst eine gewisse Unsicherheit überwinden.

„Alles, was mit der Entwicklung der Luftfahrt zu tun hat,

ist hier eifrigst verfolgt worden,“ fuhr er fort, „wenn wir uns auf militärischem Gebiet auch auf das Flugzeug beschränkt haben.“

„Die Gesamtkonzession ist den Franzosen nicht erteilt worden“, flüsterte Alvarez dem Professor zu.

Der nickte. „Der Kapitän wird mit Ihrer Erlaubnis den Flugplatz besuchen, um die Vorarbeiten für die Errichtung eines Mastes an Ort und Stelle in Angriff zu nehmen“, ging er mitten in die Verhandlung.

„Ich muß leider sagen, daß die argentinische Regierung einer Subvention nach eingehender Überlegung nicht näher-treten kann“, mischte sich der Regierungsvertreter ein.

Udenhof tat, als habe er nichts anderes erwartet. „Die finanzielle Seite erledigt Don Luis.“

Als sie allein wieder im Wagen saßen, ging der Professor aus seiner Reserve heraus. „So ist's immer. Ist der Landungsmast nun ideell oder finanziell? Ich sage Ihnen, wenn Mobile genug Nordpol entdeckt hat und zur Abwechslung den Chaco oder den Urwald vornimmt — da gibt's nämlich genug zu entdecken —, dann finden die lateinischen Schwestern mit einem Male ihr Herz, und der Mast steht. Oder lassen Sie Jord auf die Idee kommen, eine Studiengesellschaft auf wissenschaftlicher Basis mit kaufmännischem Hintergrund aufzuziehen, dann ist es gerade so. Aber schließlich, unser eigener Staat hat uns mit Geld ja auch nicht verwöhnt. Vorläufig sind wir Phantasten, wenn wir aber zeigen, daß wir fahren können, dann sind wir Helden, das erstemal wenigstens. So wie es regelmäßig wird, ist es selbstverständlich gewesen, und jeder hat es vorhergesehen.“

„Und das wollen Sie tun?“

„Das will ich. Regelmäßig, immer wieder und immer wieder. Einpausen will ich's ihnen. Und kriegt ein Schiff mal Hararie, dann ist's nicht anders. Millionen Segelschiffe sind untergegangen, und die Seefahrt ist trotzdem nicht aufgegeben worden. Pech für uns, daß wir in ein problematisches Zeitalter gekommen sind, eben in das Zeitalter der Logiker und der Theoretiker, die alles vom Schreibtisch aus beweisen. Und ein Problem sind wir eben immer gewesen. Zuerst Starr gegen Unstarr — na, das haben wir überlebt. Und dann: Leichter oder Schwerer als die Luft, Flugzeug oder Luftschiff? Als wenn das ein Problem wäre, und als wenn es durch Langstreckenflüge und Ozeanflüge gelöst werden könnte! Das eine und das andere, den größeren Aktionsradius aber, den werden wir immer voraushaben, weil selbst bei versagenden Motoren die Zeit, die wir in der Luft bleiben können, unbegrenzt ist. Beweise haben wir genug geliefert, aber die Welt verlangt einen neuen. Schön, den wollen wir geben!“ Alle Willenskraft, die der kleine Mann seit Jahren hatte aufbringen müssen, um die Idee nicht untergehen zu lassen, hatte sich in tiefen Zügen in sein Gesicht eingegraben.

„Jrgendwo habe ich's gelesen; seitdem wir bauen, wird ja genug über uns geschrieben, und unser Bodensteinstift ist auf dem besten Wege, einmal ein Mekka zu werden, zu dem sie alle pilgern, nachdem es lange genug still war. Also da schreibt einer, wir wollten die Probe machen, ob wir überlebt seien; und wenn es sich herausstellt, daß es wahr wäre, dann wollten wir aufhören. Unsinn ist das; wir wissen, nur die anderen glauben uns nicht. Probe. Schön, wir haben Post und Menschen, mehr als die Befassung, über den Ozean gefahren im Ost-West-Flug, aber da war's kein Beweis; wir werden's wieder tun und immer wieder, bis es doch ein Beweis ist. Und dann wollen wir Handelsluftfahrt treiben.“ —

Im Salon Souza wurde der wöchentliche Nachmittagsempfang vorbereitet. Doña Luisa schmückte den Tisch und wartete wieder einmal auf die Blumen. „Hat Mello nicht geschickt?“

Der Hausmeister verneinte. „Soll ich anrufen, Señorita?“



Bavaria-Verlag.

Kraft.

Holzschnitt von Pfahler v. Othegraven.

„Lassen Sie nur!“ Luisa dachte plötzlich an das Zusammentreffen von neulich und an die vielen Deutungen, die der Kindskopf Consuelo ihm gegeben hatte. Das ärgerte sie, und gerade, als die Tante, mit dem Krüchstock hart aufstoßend, ins Zimmer trat, warf sie trotzig den Kopf in den Nacken.

„Was hast du, Luisa?“

„Nichts, Tante.“

Die scheuchte die Bedienung mit einer Bewegung aus dem Zimmer. „Du gefällst mir nicht, Luisa.“

„Das tut mir leid, Tante, ich wüßte aber nicht —.“

Und die ungeduldig: „Wüßte nicht, wüßte nicht! Du weißt, was ich meine. Um die Tische zu decken, hätte ich mir eine Gesellschafterin engagieren können, deshalb konntest du in Santa Isabel bleiben.“

Luisas Augen leuchteten auf. „Ich war sehr gern in Santa Isabel. Eine Hacienda mitten in der Pampa, Pferde, wenn man reiten wollte, Pflichten —.“

„Und Indios, Gauchos und dummes Weiberpack als einzige Gesellschaft, das ist nichts für meine Nichte.“

„Papa war nur Haciendero und hat mich für das Land erzogen, Tante.“

„Dein Vater war —“ die Señora brach ab. „Was dein Vater war, davon brauchen wir jetzt nicht zu reden, auch davon nicht, daß Santa Isabel verschuldet war, und daß er froh sein mußte, als dein Onkel es übernahm. Gehört nicht hierher. Aber mit dir habe ich meine Pläne, ganz bestimmte Pläne. Nicht so wie der alte Manzoni, der sich für seine Consuelo den Pepe Castillo geholt hat, den leichtsinnigsten Menschen, den es gibt. Wenn ein Argentinier nach Paris

geht, kommt er auf das dümmste Pflaster, auf das er gehen kann. Kenne genug, die ihre Kinder herdenweise dort verfliegen lassen, viel rascher, als selbst der größte Viehbestand es aushalten kann.“

„Aber du hast doch Larange wieder eingeladen?“

„Nicht wegen einer Alliance française für dich. Man kann Larange nicht übergehen, wenn man die Deutschen empfängt.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Hör zu! Daß du nicht weiter darüber zu reden brauchst, ist wohl unnötig zu sagen. Die Franzosen haben für ihre Sociedad Aeronáutica natürlich einen offiziellen Vertreter hier in Buenos Aires sitzen, der ist Larange nicht, wenigstens ist er weder bei den Behörden noch sonstwo als solcher akkreditiert, aber —.“

„Also inoffiziell. Wäre es nicht ehrlicher, wenn er offen Farbe bekennen würde?“

„Ungewandt wäre es. Man weiß, aber man spricht es nicht aus, Larange ist ein guteingeführter vornehmer Pariser, der mit Diplomaten und Finanzleuten zusammensitzen kann, mit dem man sich unterhält, ohne sich zu binden und ohne den schwerfälligen Apparat der offiziellen Beziehungen in Anspruch zu nehmen. Eine einfachere und gefälligere Art ist's, weiter nichts. Die Deutschen würden uns manches erleichtern, wenn sie ebenso arbeiteten.“

„Welche Deutschen?“

„Señor Alvarez ist ein gewandter Mensch, aber hier spielt er ja nicht allein; Professor Udenhof ist der eigentliche Mittelpunkt, er wird heute seinen Bevollmächtigten hier einführen, ehe er nach Europa zurückkehrt.“

„Also einen Menschen, der nicht nach deinem Rezept handelt, Lante, sondern der offen für seine Sache eintritt?“

„Leider!“

„Und du wirfst ihm einen Wink geben, wie die Tätigkeit des Monsieur Larange aufzufassen ist?“

„Bestimmt nicht!“ Señora Souza sah wie hilflos zum Himmel. „Das werde ich seiner eigenen Klugheit überlassen.“

Consuelo Manzoni wirbelte herein und unterbrach das Gespräch. „Ich wollte dir heute Gesellschaft leisten, chico, aber wir haben eine Golfpartie arrangiert; der englische Botschaftssekretär, der die Meisterschaft von England hat, spielt, und ein paar Diplomaten, nachher Cocktailparty im Klubhaus und Corso auf der Alvear. Kommst du mit?“

„Du weißt, daß es die Lante nicht liebt, wenn ich bei ihren Empfängen fehle.“

Die Señora hatte es gehört. „Ich würde dich wenigstens gern zuerst sehen, aber später —“, sie ließ sich von Consuelo die Hand küssen und ging schwerfällig hinaus.

„Den Engländer habe ich deinetwegen dazugegeben, Nena.“

„Meinetwegen?“

„Ja! Weißt du denn nicht, daß es der Neffe des Vizekönigs von Indien ist, vielleicht Erbe des Titels und Mann mit größten diplomatischen Zukunftshoffnungen? Deine Lante hat ihn neulich auffallend ausgezeichnet.“

„Sie war sehr zuvorkommend.“

„Ganz Buenos Aires weiß, daß sie die größten Pläne mit dir vorhat. Und ganz Buenos Aires zerbricht sich den Kopf, welches Interessengebiet die Señora Souza in Zukunft pflegen will. Weil nämlich alles, was hier geschieht, von höchster politischer Bedeutung ist, sagt mein Papa. Du weißt, wir stehen vor den Wahlen, und wenn man im Salon nach England zu neigt, dann bedeutet das eine Chance des den Engländern sympathischen Kandidaten, vielleicht sogar eine Wendung der argentinischen Außenpolitik, sagt Papa. Also, Luisa, man denkt an deine Verlobung mit dem zukünftigen Peer von England und präsumtiven Vizekönig von Indien, verstehst du?“

„Ich weiß nur, daß die Romantik wieder einmal mit dir durchgegangen ist“, lachte Luisa und schauderte doch innerlich bei dem Gedanken, daß man wirklich so eine Schachfigur aus ihr machen würde. Nicht umsonst hatte die Lante sie beurlaubt. Sie dachte an den Engländer, den sie neulich flüchtig gesehen hatte. Ein frischer, blonder Junge, sportlich durchtrainiert, Etonschüler, nicht einseitiger als andere auch, aber auch nicht hervorragender. Glänzend in Polo, Golf, Tennis und Autofahren. Besonders in Golf. Über diplomatische Fragen hatten sie nicht gesprochen und über geistige auch nicht. Nur sein offenes Urteil über Buenos Aires hatte ihr Spaß gemacht.

„Südamerikanische Großstädte sind wenig erfreulich“, hatte er verkündet. „Vielleicht Rio wegen Petropolis, man ist meist in Petropolis und wenig in Rio.“

„Wo waren Sie vorher?“

„In Rom, Miß Souza, Rom ist gut, aber England ist besser.“

Das war etwa alles gewesen.

Consuelo mischte die Besuchskarten wie ein Kartenspiel. „Wieder die Deutschen hier, Udenhof.“ Sie buchstabierte den Namen. „Er war sehr ungalant zu uns.“

„Er ist wohl nicht unseretwegen gekommen.“

Nebenan wurden Stimmen laut, die ersten Besucher schienen gekommen zu sein. „Langweile dich nicht zu sehr bei dem Empfang.“ Consuelo küßte die Freundin. „Und denke daran, Golfplatz, Cocktailparty, hasta luego.“

In dem Augenblick trat zugleich mit dem Professor Friedrich Geisenheim ins Zimmer und verbeugte sich vor Luisa.

Geisenheim hielt eine Hand in der seinen, die auch nicht den leisesten Gegendruck verspüren ließ, fühlte einen Blick eiskalt an sich herabgleiten. Luisa Souza verriet mit keiner Miene, daß sie ihn wiedererkannte. Wenigstens nicht in den ersten Augenblicken der flüchtigen gesellschaftlichen Unterhaltung, die sie mit dem Professor führte. Und dann schien es ihm, als benutze sie die erste Gelegenheit, um in einer anderen Gruppe unterzugehen, um ihm auszuweichen. Dann aber ließ ihm die neue Welt, die ihn nun aufnehmen sollte, keine Zeit, weiter darüber nachzudenken.

Die Nachmittagsempfänge der Señora Souza waren weniger feierlich. Man kam und ging, wie man Lust hatte, und eine bunt gewürfelte, rasch wechselnde Gesellschaft füllte die Salons. Die Señora war nicht eigentlich der Mittelpunkt, sie bildete nur Kreise, die sie bald sich selbst überließ, und doch schienen unsichtbare Fäden diese Kreise bald hier, bald dort zusammenzuziehen, in deren Gewirr nur eine besonders geschickte Hand Ordnung oder Unordnung schaffen konnte.

Man unterhielt sich eigentlich in allen europäischen Sprachen. Man drängte sich um die bildschöne Gattin eines jungen Fliegers, der sich seit Wochen bemühte, die Anden zu überfliegen, der aber von den ungeheuren Stürmen immer wieder zurückgetrieben wurde. Die blonde Mexikanerin schüttelte lachend den Kopf.

„José hat Eske, sagt er. Wenn der deutsche Professor erst einmal mit seinem großen Luftschiff kommt, ist es keine Sensation mehr, den Flug zu machen.“ Sie schlug sich auf den Mund. „Aber da plaudere ich wohl Geheimnisse aus?“

Die Señora beruhigte sie. „Wir sind hier nicht im Sitzungszimmer, liebe Freundin.“

Geisenheim sah sich plötzlich Larange gegenüber. „Ich suche Sie seit einer Woche, Herr Kapitän, seit ich Sie damals mit unserem Professor in Armenonville zusammen gesehen habe.“

Jetzt kam es darauf an. „Ich hatte noch nicht das Vergnügen.“

„Larange. Ich bitte Sie, meine Neugier nicht falsch auszulegen. Sie ist nur Wissensdurst, nichts weiter als Wissensdurst. Es ist selbstverständlich, daß man mancherlei kombiniert, seit sich der Professor in Argentinien aufhält, daß man Zusammenhänge ahnt, aber gern Bestimmteres wissen möchte.“ Das war alles im leichtesten Konversationston gesagt, so als ob man ebenfögt vom Wetter oder von den Aussichten für die nächsten Rennen sprechen könne.

„Sie sind Flieger?“

„Gelegentlicher Passagier natürlich, nichts weiter. Nur wie jeder Kulturmensch von lebhaftem Interesse für diese aufstrebende Industrie erfüllt. Ozeanluftfahrt, sei sie nun mit dem oder dem Verkehrsmittel durchgeführt, ist doch das Interessanteste, was man sich denken kann. Sie müssen meine laienhaften Ansichten freundlichst entschuldigen.“

In dem Augenblick ging Luisa wie zufällig an den beiden vorbei und hörte noch Geisenheims Antwort: „Es war wohl vergebene Mühe, mich hier in der Stadt zu suchen, eine kurze Reise hat mich auf einige Tage ins Innere geführt.“ Und als der Franzose von anderer Seite mit Beschlag belegt wurde, wandte er sich an Luisa.

„Ich glaube, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Señorita.“

Die blieb kühl. „Ich wüßte nicht —.“

Aber Geisenheim, der instinktiv fühlte, daß hier etwas aus dem Wege zu räumen war, ließ sich nicht abweisen. „Ich bin Ihnen neulich in anderer Eigenschaft begegnet.“ Möchte sie denken, was sie wollte, er konnte seine neue Arbeit nicht mit Geheimnissen anfangen. Und da sie wie durch einen Zufall allein standen, fing er an, von seinem Leben zu sprechen, von den Mißerfolgen, von den zwecklosen Bemühungen, hier in Amerika Boden zu fassen.

Ohne ihn zu unterbrechen, hörte sie ihm zu. „Die Tante hat Sie nicht wiedererkannt, und es ist wohl nicht nötig, sie über Dinge aufzuklären, die Sie mir mit einer etwas unvorsichtigen Offenheit erzählt haben“, sagte sie ruhig.

Etwas zog ihn zu dem schönen Mädchen hin. „War meine Offenheit wirklich unvorsichtig, Señorita?“

„Sie sollten nicht immer so mitteilhaftig sein!“

„Larange?“ fragte er.

Aber sie machte eine Bewegung. „Ich habe leider keine Zeit mehr, mich mit Ihnen über all das zu unterhalten. Meine Freundin erwartet mich, sie hat Sie neulich auch gesehen und würde Sie bestimmt wiedererkennen.“

Er wurde ernst. „Ich brauche mich meiner Arbeit nicht zu schämen.“

Und sie, als müsse sie ihm einen inneren Verdacht abbitten, gab ihm wieder die Hand. Aber dieses Mal war's anders. Nicht die kühle, wohl-erzogene Städterin streckte ihm die Hand hin, das Kind des Hazienderos, das Mädchen, das in der Pampa aufgewachsen war, und das für diplomatische Feinheiten zu einfach und zu klar dachte. „Sie sollen sich auch nicht schämen, Sie sollen nur wissen, daß man hier anders denkt.“

Während sie zum Klubhaus fuhr, überlegte sie, wie sich ein Zusammen-treffen Consuelos mit dem Deutschen verhindern ließe. Jetzt wußte sie, daß er nicht wie Larange war; der Verdacht, der in ihr aufgestiegen war, als er plötzlich vor ihr stand, war ungegründet: Chauffeur, um Dinge auszufundschaffen, die geheim waren. Eine absurde Idee; im Hause Souza trafen sich viele, aber Geheimnisse gab es da nicht. Consuelos Phantasie hatte befruchtend auf ihre eigene gewirkt.

Wegen der glühenden Sonne ließ man auf dem Golfplatz Golf sein und saß in bequemen Stühlen auf der Terrasse. Consuelo räkelte sich wohligh.

„Ich wußte ja, daß du kommen würdest.“ Und zu dem Engländer: „Mögen Sie weiter, Sir James, und erzählen Sie uns die Geschichte von Ihrer Tigerjagd lieber ein anderes Mal — oder waren es Tapire, ich weiß es nicht einmal mehr.“

Der Engländer gab sich mit allergrößtem Eifer der Beschäftigung hin, aus einer Batterie von Flaschen, aus Früchten und Sekt durch Mengen, Umgießen und Schütteln ein einheitliches Ganzes zu machen. Er zeigte sein tadelloses Gebiß und lachte. „Es waren bestimmt keine Tapire, Miß Manzoni.“

Die gähnte. „Er langweilt uns. Überhaupt finde ich Diplomaten und besonders europäische Diplomaten wenig interessant. Sie haben zuviel Würde, Sir James.“

Der war endlich mit der Konsistenz des Getränkes zufrieden. „Würde ist Sache des Botschafters.“

„Und Ihre?“

„Oh, man sieht den Vormittag in der Botschaft und beschäftigt sich mit sehr interessanten Dingen, zum Beispiel mit der Einfuhrkurve englischer Blechnöpfe, ein anderes Mal sind es Drahtseile oder Traktoren oder Nähmaschinen. Man liest alle Zeitungen und malt sie rot und grün an.“

„Das ist Diplomatie?“

„So fängt sie wenigstens an. Aber wenn die Vertretung Ihrer Britischen Majestät —“ er sah plötzlich sehr hochmütig aus — „einmal wirkliche Politik treiben will, dann kann es auch anders aussehen.“

Consuelo zuckte mit den Achseln. „Tragische Größe steht Ihnen nicht.“ Und zu Luisa: „Während mich die Engländer plagen, hast du die Deutschen über dich ergehen lassen müssen.“

Und als die nicht darauf einging:

„Du bist einsilbig, chico!“

„Vielleicht ist's die Hitze“, wick die aus. „Im Süden sind wir solche Temperaturen nicht gewöhnt.“

James Hardange trat zu ihr. „Erzählen Sie, wie man hier im Süden lebt, Miß Souza, man reißet viel, man jagt?“

„Luisa hält ihr altes Santa Isabel noch immer für ein heimliches Königreich“, antwortete Consuelo für die Freundin.

„Oh, ich verstehe das, Hardange Castle ist auch so ein Königreich, ein Park, der in Wald und Wiese übergeht, Fischwasser. Hardange Castle liegt in York. Kennen Sie York, Miß Souza?“

„Ich war nie in Europa.“

Hardange verstand nicht, wie man ein ganzes Leben in Südamerika zubringen konnte. „Wenn Sie Europa besuchen, müssen Sie York sehen.“

Und wieder Consuelo: „Jetzt wird er von Baumwolle und von Schafen und von Bleiminen erzählen. Du hast keinen guten Tausch gemacht.“

Als sie später neben der Freundin im Autokorso auf der Alvear fuhr, stieß sie die plötzlich an. „Sieh dort, das ist er.“

Luisa hatte auf dem Fußweg den Professor erkannt, der mit Geisenheim dem eleganten Treiben zusah. „Wer?“

„Unser Chauffeur von neulich. Ich habe ihn ganz genau erkannt, trotzdem er heute elegant aussieht. Aber der neben ihm, ist das nicht der deutsche Professor?“

„Du meinst Udenhof?“

„Ja doch, ja doch, und der neben ihm —“

„Das ist der Repräsentant der Luftfahrtgesellschaft, er war heute bei der Tante.“ Sie erwiderte den Gruß

der beiden Herren. „Ein Kapitän — warte mal, ich besinne mich — Geisenheim hieß er.“

„Und ich sage dir, es ist unser Chauffeur.“

„Du siehst Hirngespinnste, ich habe mit ihm gesprochen, ich hätte ihn doch erkennen müssen.“

Consuelo sah die Freundin prüfend von der Seite an. Sie glaubte zu merken, daß Luisa nicht reden wollte. „Wenn du meinst —“

Udenhof hatte wenig Auge für das Treiben, seiner Gewohnheit nach hatte er den Jüngeren am Arm gefaßt und ging langsam den Weg auf Palermo zu. „Was laufen heißt, wissen die Menschen hier nicht mehr. Alles im Auto, wie oben in den Staaten. Argentinien ist überhaupt ein getreuer Abklatsch Nordamerikas. Na, lassen wir das! Also vom Pampero sprachen wir. Erleben werden Sie ja kaum einen; wenn man ihn gern einmal sehen möchte, kommt er bestimmt nicht, aber wenn man ihn nicht braucht. Der Pampero ist



Langeweile.

Kadierung von H. W. Baum.

meine einzige Sorge hier unten. Ich habe mir sagen lassen, daß er ganz unerwartet auftritt und alles fortbläst, was nicht niets- und nagelfest ist. Solange wir in der Luft sind, schadet er uns nichts, in der Halle auch nicht, aber am Mast möchte ich ihn uns nicht wünschen. Sprechen Sie mit den Meteorologen, genaue Berichte, besonders, soweit sie von etwaigen Vorzeichen handeln."

"Sie reisen also bestimmt?"

"Ich will froh sein, wenn ich unten am Bodensee wieder zwischen meinen Streben und Ringen herumkriechen kann. Es muß vorwärtsgehen, ich muß es nicht nur wissen, ich muß es auch sehen, fühlen. Und das tue ich erst, wenn ich das Hämmern in der langen Halle höre, wenn ich die Montreure überall herumkriechen sehe. Man ist nicht mehr jung genug, um warten zu können. Wenn man ein Menschenleben hindurch an einer Aufgabe gefessen hat, dann will man auch den Erfolg mit eigenen Augen sehen. Erfolg, wissen Sie, damit meine ich nicht die Lobhudeleien in den Zeitungen oder Empfänge oder Essen und Reden. Noch einmal über den Ozean fahren, das ist's, aber mit einem eigenen Schiff, das man nicht abgeben muß, das man wieder zurücksteuern darf."

Vor seinen Augen stand alles, was einmal gewesen war. Die erste große Fahrt das Rheintal hinauf, über Städte, die geflaggt hatten, über Kirchtürme, deren Glocken läuteten. Und er sah das Gesicht des Mannes vor sich, der mit zäher Energie seiner Erfindung den Weg gebahnt hatte und der sich nun am Ziel glaubte. Weil das Luftschiff dem Steuer gehorchte, weil die Motoren hinter ihnen brausten, und weil der Gedanke sich nun endlich durchgesetzt hatte.

Nach langem Türklopfen bei Finanz und Industrie. Im Werkmuseum hatten sie die Briefe unter Glas aufgehoben, die kühl und überlegen ablehnten. „Hirngespinnste — die Gesellschaft bedauert — ich bitte mich nicht mit solchen Besuchen zu belästigen.“ Nur, weil die eigenen Mittel am Ende waren, weil der Erfinder wohl den Willen, aber nicht mehr genug Geld hatte. Mit dem Glauben allein kann man Motoren nicht bezahlen, Arbeiter nicht entlohnen.

Eine Stunde später lagen alle Hoffnungen in Trümmern. Eine Gewitterbö, ein Windstoß, die Haltemannschaften zerrten an den Seilen, wollten sich in den Boden stemmen, aber der Wind nahm das Schiff, spielte Fangball mit ihm, riß es hoch in die Lüfte und schleuderte das führerlose Menschenwerk nieder, um es erbarmungslos zu zerschlagen. Die alte Sage von Ikarus war wieder einmal lebendig geworden.

Damals aber machte die Nation die Sache des Erfinders zu ihrer eigenen. Auch die Zweifler sahen plötzlich mit neuen Augen. Sie brachten ihm das, was er brauchte: Geld und den großen Glauben.

„Auf der Seereise gibt's genug zu tun“, sagte der Professor. „Ein Meer, das man überfahren will, muß man kennen. Ich werde oben beim Kapitän auf der Brücke sein und Wetterkunde treiben. Schließlich haben Seefahrt und Luftfahrt ja mancherlei gemeinsam.“

„Und wann komme ich?“ fragte Geisenheim.

„Sehnst du dich nach dem alten Europa, wie?“

„Und nach der wirklichen Arbeit.“

„Kommt alles“, brummte der Professor. —

Am Abend tanzte Sonja wieder wie an jedem anderen im Armenonville, spielte mit den Lichtkegeln, bog den schlanken Körper und ließ aus ihren Händen und Armen lebendige Schlangen werden. Man sprach in Buenos Aires von ihr, ihr Tanz hatte dem Palais eine andere Note gegeben. Während die Gäste sonst erst am späten Abend kamen, schrillte jetzt schon am Nachmittag das Telephon, um Platzbestellungen

aufzugeben, und die schwersten Wagen der Aristokratie Argentinens hielten in den um das Haus gerade erst anwachsenden Straßen.

Der klassische Tanz war eine Sensation geworden; zum Rasen aber steigerte sich die Begeisterung, wenn Sonja ihren Tango argentino tanzte, mit einem gewandten Tänzer als Partner, dessen Kunst jedoch neben der ihren verblasste.

„Man muß einen anderen Menschen suchen“, zischte ein dem Direktor zu, der es schon gewohnt war, daß Sonja Starlaunen hatte und daß ein sich als Impresario nicht immer taktvoll benahm.

„Es genügt ihr ja keiner.“

„Sehen Sie selber!“ Den Tango tanzte das Paar bei hell brennenden Lampen, die Bandonions sangen die langgezogenen Rhythmen, peitschten die Tänzer auf, ließen sie los, um sie mit abgehackten Akkorden wieder einzufangen. „Er tanzt wie ein Klotz, keine Intuition — Verstand, wo der Verstand nichts zu suchen hat. Ich brauche einen Partner für Europa.“

„Sie wollen also wirklich fort?“

Ein mitleidiger Blick streifte ihn. „Meinen Sie, Buenos Aires ist der Boden für ein Welttalent?“

„Vielleicht für den Tango.“

„Sonja wird ihn um die ganze Erde tragen, denken Sie an mich!“ Er rampte in die Loge, in der Larange fast jeden Abend saß. „Haben Sie Kabelnachricht aus Paris?“

Der war heute kühler, er brauchte ein nicht mehr, seit er Geisenheim gefunden hatte; nur an der Tänzerin lag ihm. „Verlassen Sie sich auf mich!“

Sonja hatte ihren Tanz beendet und kam abermals in die Loge. Sie hörte die letzten Worte. „Ich kann auch ohne Sie nach Europa.“

„Möglich!“

„Ich will mich selbst durchsetzen.“

„Wie Sie wünschen, Señorita! Jedenfalls reise ich bald zurück und will persönlich für Sie den Boden vorbereiten, wenn —“

Ein wollte mildern. „Sie fragten neulich nach einem Herrn Geisenheim“, sagte er leise.

Larange winkte ab. „Es ist nicht mehr nötig, ich lernte den Kapitän heute in der Villa Souza kennen, die Tochter des Hauses interessiert sich für ihn.“

Sonja wurde blaß. „Wie meinen Sie das?“

„Nun, die Señorita unterhielt sich mit ihm, sie sprachen sehr lange miteinander. Der Kapitän kann schon Frauenaugen auf sich ziehen.“

„Ich will Ihnen sagen, was er war“, stieß Sonja hervor. „Damals hier war er ohne Stellung und Geld, im geborgten Anzug. Nichts war er, gar nichts, nur einmal mit mir tanzen wollte er. Dann habe ich ihn zum Austräger gemacht, um ihm zu helfen.“

„Sie phantastieren, Sonja!“

„Ich phantasiere nicht. Sagen Sie doch der Señorita, was er war, und fragen Sie ihn selbst. Er ist ja so ehrlich, daß er nicht einmal lügen kann. Aber sehen möchte ich doch, wie die Leute in der Villa Souza sich anstellen, wenn sie hören, als was er hier gearbeitet hat.“

Larange schüttelte bedauernd den Kopf. „Er hat Sie und andere zum Narren gehalten, Sonja, vielleicht um Dinge zu erfahren, die er sonst nicht hätte hören können.“

„Ach, Sie denken, wie Sie —“

„Pst!“ Larange hielt ihr die Hand vor den Mund. „Sie sind eine gute Tänzerin, aber Diplomatie muß man wohl in den Fingerspitzen haben.“

Darüber lachte Sonja nur.

(Fortsetzung folgt.)



Linden-Verlag, München.

Südlicher Hafen.
Holzschnitt von Franz Gaudel.

II. *Bali.*

Als ich erwachte, sangen die arabischen Hadschis ihr Morgengebet. Es war kaum die erste blaue Helligkeit angedämmt, und das Schiff fuhr noch, wenn auch schon langsamer. Plötzlich sah ich Bali vor mir liegen, über dem noch blaß die Sterne funkelten. Schnell füllte sich das Meer mit Licht. Es begann zu glänzen. Die magischen Linien des Vaturvulkans zeichneten sich scharf gegen den von tiefem Blau langsam nach Grün übersießenden Himmel. Als der Himmel schnell gelb wurde, verwandelte sich das flächige Schattendunkel des Gebirges in sein natürliches Waldgrün, vom Gipfel her rieselte das Grün am Berge hinab wie ein Wasserfall. Einzelheiten wurden erkennbar. Die schlanken Kokospalmen am Ufer standen wie versunkene Beter im hellen Licht und spiegelten sich im Meer. Die Bambushäuser standen feierlich und still. Ein graues Tempelchen schaute erschrocken nach dem fremdartigen Gebilde, das weiß und feindlich auf es zukehrte. Röhne wiegten sich und kamen näher. Der Strand erfüllte sich mit Lärm. Die halbnackten Kulis liefen aufgeregt hin und her und schrien: „Das Schiff! Das Schiff!“ Wir waren vor Bali angekommen.

Ist heute festlicher Tag? Die Straße nach Singaradja ist geschmückt mit hohen Bambusfängen, an denen Palmzweige und Opfergaben über den Weg hängen. An den Hauseingängen stehen kleine Tabernakel mit Blumen, Früchten und Opfergaben. Lote Hähne sind an die Haustüren geklebt. Ist heute festlicher Tag?

Nein. Der Tag heute ist wie der gestern und ehedem und wie der morgen und übermorgen sein wird.

III.

Nocturno.

Von einem Fest kehrte ich heim. Das Landhaus lag unter Tamarinden und schlief. Der Mond schien hell, der Tropenmond, der in silberner Schale das Licht auffängt, das die Sonne ihm zugießt, und es überlaufen läßt auf die schlafende Erde. O diese festlichen Nächte im Javanerland! Es war noch lange vor Sonnenaufgang.

Das melancholische Geläute des Gamelanorchesters klang noch gedämpft herüber zu mir und bewegte meine träumende Seele. Die Grillen zirpten, und wie klingende Tropfen fiel das Mondlicht durch die schwarzen Bäume. Mein Schatten wandelte vor mir her.

Plötzlich, wie ich den Fuß auf die unterste Marmorstufe der Vorgalerie setze, bleibe ich wie gebannt stehen.

Auf dem kühlen Marmor des Vorflurs lagen Endymion

und Selene. Das Mondmärchen war Wirklichkeit geworden, der Mythos hatte sich verlebendigt. — Ich hatte nie etwas so Liebliches gesehen.

Ein javanischer Knabe, ein bronzener Junge von vielleicht vierzehn Jahren, lag da und schlief. Lang ausgestreckt lag das kindliche Wunder seines herrlichen Leibes. Welche Linien, welche Rundungen, welche Spannungen und Versprechungen! Braun fielen die Locken um seine braunen Wangen. Um die Lenden schlang sich ein schmales Tuch wie eine zärtliche Umarmung. Der linke Arm legte sich nachlässig an den Körper, und die Hand ruhte wie kosend auf der schwellenden Rundung des Oberschenkels. Der rechte aber war unter dem schlafenden Haupt als Polster ausgestreckt, und auf ihm ruhte, im Schläfe lächelnd, das Köpfchen eines Mädchens. Der Sarong war herabgeglitten, und so lag das bräunliche Kind nackt auf der Seite, dem Knaben zugewandt, und ihre Lippen berührten sich, wie wenn sie über einem Kusse eingeschlafen wären. Die kleinen Brüste des Mädchens leuchteten im Mondlicht wie Knospen, die sich entfalten wollen. Das aufgelöste Haar fiel dem Kinde, das zehn Jahre zählen mochte, bis zu den Hüften. Das Mondlicht machte seine feinen Formen noch weicher. Sie atmeten beide sanft und ruhig, ihre Brüste bewegten sich leise, und die zarte Bewegung ließ allerlei Linien spielen.

Im Anblick dieser unerwarteten Schönheit wurde ich von einer so unsäglich süßen Traurigkeit ergriffen, daß ich den Tränen nicht wehren konnte.

Es waren Dessa-Kinder, gewiß, die zum Feste nach der Stadt gegangen waren. In der Schwüle der Tropennacht hatten sie die Marmorkühle des Europäerhausflurs aufgesucht, um zu schlafen.

Wie ein Mysterium des Lebens berührte mich der Anblick dieser makellosen Schönheit. Ich wußte in einem Augenblick nicht mehr, waren es Blumen, die vor mir lagen, oder zarte Bäume, oder Menschen? Was

war ich selbst? Ich wußte es nicht mehr.

Aber ich wußte mich plötzlich eins mit Blume, Baum und diesen Menschenkindern.

Schönheit ist die höchste Offenbarung des Lebens.

Sachte und zögernd zog ich den Fuß zurück und drang, die Schlafenden nicht zu wecken, von hinten her ins Haus ein. Ich weiß nicht, wie lange ich die beiden betrachtet habe.

Warum bin ich nicht ein Maler wie Renoir? Alle Kunst ist ein Sicherinnern an Offenbarungen des Lebens.

Wäre ich ein Maler wie Renoir, ich könnte mich noch im spätesten Alter malend dieser Offenbarung erinnern.

So aber male ich nur mit Worten.



Aus: Krämer, „Die sterbenden Inseln“.

Sonnemuntergang.



Tanzendes Mädchen.

Aus: Krause, „Bali“.

IV.

Tanz.

Der Regent läßt seine beiden schönsten Tänzerinnen kommen, anmutige Kinder in eben sich entfaltender erster Pracht des Leibes.

Eben saßen sie noch unter den Spielern des Gamelans, leise mitsingend und summend, damit sich ihnen der Rhythmus mitteile, in sie einfließe wie berausgender Wein, damit sie ein Bestandteil dieser Musik werden. Nun stehen sie langsam auf, wie Badende stehen sie im Leiche der Töne, die Glieder den rechten Wellen hingegen. Und langsam, wie nur schwer sich lösend, kommen sie in die Mitte des Saales unter die große Kuppelwölbung. Die seidenen Tücher schmiegen sich eng an den Leib und lassen jede Linie der Bewegung klar erkennen.

Regungslos, wie plastische Figuren, an denen nichts lebt wie die Augen, die noch dunkler schmachten unter den geschwärzten Brauen und Lidern im weißgepuderten Gesicht, stehen sie da. Wie Badende, die sich der Wonne des weichen Wassers hingegen haben. Ihre Brillanten funkeln. Die Augen der Menge draußen im Garten spiegeln dies Gefunkel.

Die beiden Tänzerinnen sind einander Spiegelbild. Nur ihre Farben sind verschieden, die Farben der Tücher und Schleier.

V/27

Dieser Tanz ist ein Tanz der Ruhe. Er ist religiös, gesättigt von erotischem Pessimismus. Die Tänzerinnen hüpfen nicht, sie springen nicht, sie wirbeln nicht. Sie sind keine Akrobatinnen. Kaum daß sie einmal einige Schritte zueinander gehen, sich zu grüßen. Kaum daß sie sich einmal in den Hüften drehen, langsam, feierlich. Es ist ein Tanz fast ausschließlich der Arme und Hände, der Finger vor allem. Wie sind diese Finger gepflegt, wie singen und erzählen diese streng gefächelt sich bewegenden Finger, denen der rote und blaue Schleier Linie und Profil gibt, wie locken und versprechen diese hauchzarten Finger, wie weisen sie zurück, wie drohen sie, wie schenken sie, wie lindern sie!

Oh, diese Melancholie des Gamelans und der Tänzerinnen!

Diese Tänzerinnen sind Blumen. Sie brauchen nichts zu tun, um schön zu sein, als blühen. Die Lotusblume braucht nur eine Stunde lang schön zu sein, das ist genug, und dann ist es aus. Und der Buhler Wind hat sie geküßt, und sie hat sich zum Dank ein wenig — ein wenig nur, sie ist zu glücklich — auf dem Stengel gewiegt und ihm gedankt. Und dann ist es aus. Oh, die Melancholie des Gamelans und der Tänzerinnen!

Da fallen die Tänzerinnen in sich zusammen wie verlöschende Flammen; feierliche, schwermütige Gongschläge wie aus verborgener Tiefe kommend, überdecken ihre Asche.



Aus: Krause, „Bali“.

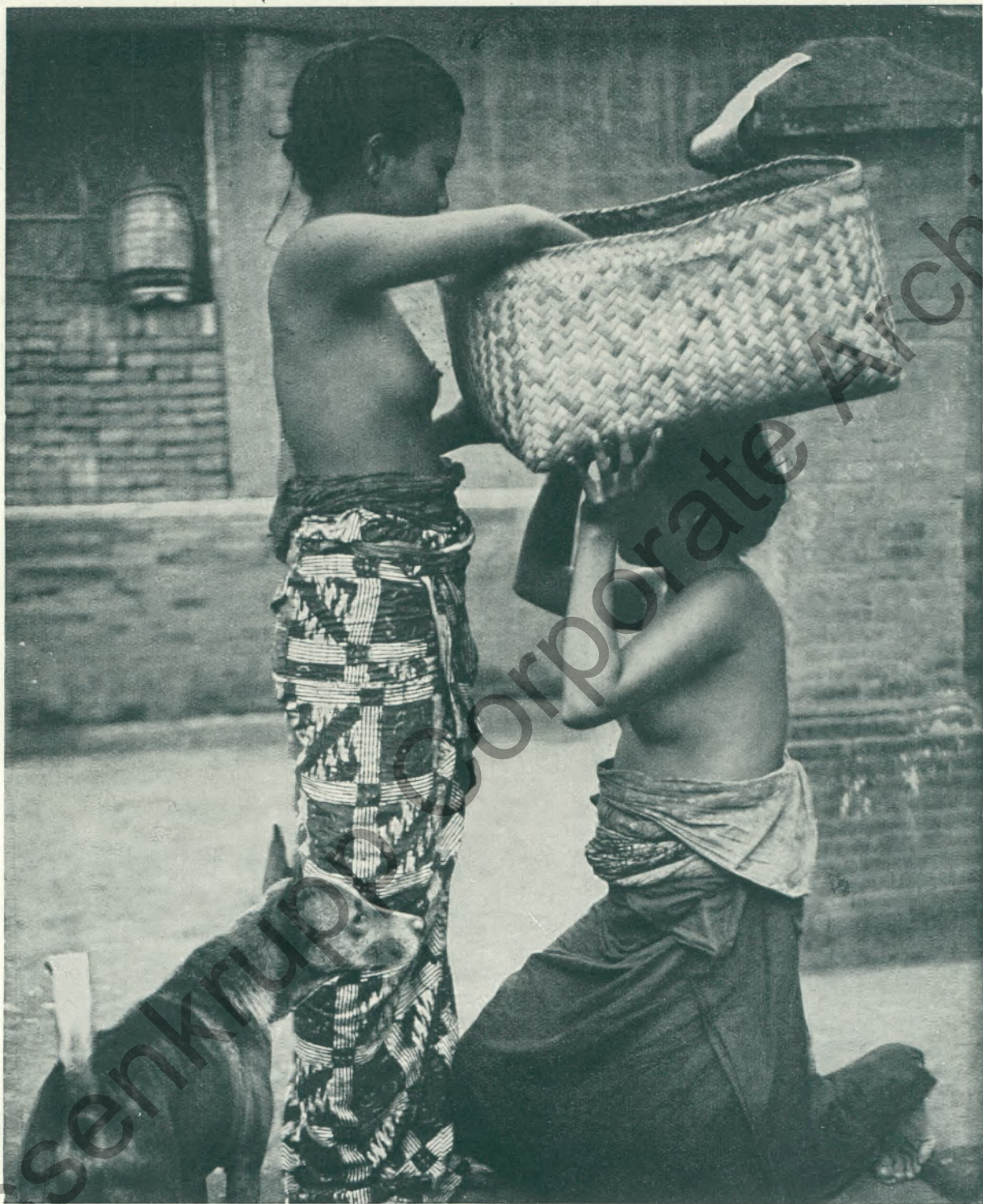
Frauen mit Opfergaben im Tempel.

V. Andacht.

Nichts Lieblicheres, nichts Frömmere, als wenn in der frühen Abendstunde im Tempel die Leute zur Andacht versammelt sind. Der Tempel ist nur ein Hof. Nur die Mauer und der Eingang sind architektonische Gebilde. Die balische Tempelarchitektur ist vor allem eine Architektur des Eingangs. Wie mit dem Messer geschnitten der schmale Zugang, der nur eine Person einläßt. Zahlreich die Tabernakel im Hof. Alle geschmückt mit Blumen und Bändern, mit Opfergaben an Früchten. Ich sehe keinen Priester, keine Priesterin. Keine Zeremonie vollzieht sich. Frauen kommen herein, langsam, feierlich, die Opfergabe auf dem Kopf tragend, ein Kindchen an der Hand führend. Männer sitzen am Boden, Jünglinge. Alle tragen sie Blumen im Haar, Blumen über den Ohren, Blumen in den Händen. Schwarzseidig glänzt das Haar, hell fröhlich glänzen die gelben, blauen und roten Sarongs, die nirgends so schön sind im ganzen Osten wie auf Bali. Hoch-

stielige weiße Seidenschirme sind über den Opfergaben ausgespannt. Eben kommt die alte Priesterin. Ganz in Weiß gekleidet sitzt sie auf einem Tisch, betet mit wundervollem Spiel der Finger, segnet und besprengt die Gaben, das kleine Messingglöckchen bringt sie rhythmisch zum Erklingen. Ungesucht, von entzückender Natürlichkeit der Anordnung, sitzen die Gläubigen um sie her am Boden. Ehe es dunkel geworden, besprengt sie alle mit geweihtem Wasser, das sie mit einer Lotusblume ausstellt. Sie suchen die Tropfen mit dem Handteller zu fangen und schlürfen sie gierig ein. Die stille Feier ist beendet. Ohne daß ein Ruf ertönt, ordnen sich alle zur Prozession und verlassen leise den Tempelhof. So ziehen sie durchs Dorf, immer mehr verschwinden in den Häusern, bis zuletzt der Zug sich aufgelöst hat.

Wie die Religion mit dem Leben verknüpft ist, das zu sehen ist in dieser ergreifenden Reinheit, Schönheit, Einfachheit in Bali eins der beglückendsten Erlebnisse.



Ans: Kraut, „Bali“.

*Alliag.
Vom Einkauf zurück*

VI.
Fest des Todes.

Ich badete am Meer und wußte: jetzt kommt das Ende. Drei Tage noch, dann kommt das Ende. Ich war traurig, eine unbeschreibliche Melancholie senkte sich über mich, und ich hätte am liebsten geweint. Sollte das Märchen wirklich zu Ende gehen?

Das Ende! Da war es, das gewaltige balische Wort mit den Umlauten: Pu-pu-tan.

Das Ende ist der Tod, der Eingang zum Leben.

So nehmen wir noch Teil an der Leichenverbrennung, da die Asche der Toten dem Meere übergeben wird, das sie wieder zurückspült im ewigen Kreislauf des Lebens. O Nacht, o letzte Nacht auf Bali! O Festnacht der Leichenverbrennung! Durchflamnte Nacht! Nacht der heiligen Feuerfackel!

Die Toten sind gewaschen, gesalbt, geweiht. Zum Himmel anstrebende Türme, gewaltig aufragend wie Finger, das Werk vieler Monate, geschmückt mit bunten Tüchern und Blumen und blinkenden Spiegeln und Hühnern an der Spitze, die die Seele das Fliegen lehren, sind die Sitze der Toten, auf denen sie zum Brandplatz getragen werden. Auf Hunderten schweißblinkenden Mönnerschultern ruhend, scheinen die Türme wie Schiffe auf Wellen zu schweben. Aber dann werfen sie ihre Körper jauchzend in den Fluß, der an der Brandstätte vorüberauscht, und waschen alle Verbindung mit den Toten von sich.

Es ist ein Fest. Die Toten werden in der jungen Generation wieder erstehen und ihr die besten Eigenschaften verleihen, während das Böse im Feuer der Läuterung von ihnen genommen wird.

Von den Türmen werden auf hohen Bambusbrücken die Leichen herabgenommen und in die Leiber phantastischer Holztiere gebettet, unter denen bald die Flammen emporzüngeln werden.

Die Jungen erst auf die leeren Türme zum jauchzenden Sturm der Turmesplünderung! Wer holt sich das Beste, die Hühnerchen oben?

Gebete, Weißen der Priester. Über den Tausenden schweben die Seelen der Verstorbenen. Ins Grün gebettet, angesichts des blauen Meeres, über dem bald der Abend brennen wird, die heiligen Berge im Rücken, so feiert der Platz der Verbrennung. Jetzt! Jetzt! Rauch schwellt auf, Flammen züngeln, die Riesentürme brennen, weithin übers Meer leuchtend wie Fackeln, die Holztiere brennen, brennen, wie es schön dunkel ist, schaurig-schön, phantastisch-erhaben, unvergesslich.

Und Bali schmaust und trinkt und feiert den Triumph des Lebens über den Tod, feiert sein Ostern, die ganze Nacht hindurch, um bei erwachendem Tage in langer Prozession aus Meer zu ziehen und die Asche dem Winde preiszugeben.

Ich aber stehe in der Abenddämmerung des nächsten Tages am Strande der Nordküste, Bali hinter mir, und sehe langsam das weiße Schiff näherkommen, das mich wieder nach Java bringen soll.

Und wie das Schiff sich in Bewegung setzt, sehe ich nach Bali hinüber und werde nicht müde, hinüberzusehen, obwohl ich es nur noch durch den Schleier meiner Tränen sehe. Ich nehme Abschied von Bali, wie man von einer schönen Freundin Abschied nimmt, von der man weiß, gesetzt selbst, man sähe sie je einmal wieder, daß man sie so schön nicht wiedersteht.

VII.
Ausklang.

Und jetzt ist meine Reise beendet, denn was könnte mir nun noch begegnen?

Meine Reise ist beendet, und ich bedarf der Ruhe, wie, schwer von Honig, die Biene der Ruhe bedarf, wenn sie an den Blumen des Frühlings genossen hat. Ich weiß, daß noch viele Blumen meiner harren, aber keine wird den Duft und die Süße Balis haben.

Der Geschmack dieser Frucht wird immerdar in meinem Munde sein, auch wenn diese Frucht, überreif, abfällt und am Wege verfault.

Denn, daß ich endlich doch die Wahrheit sage. Schon löst sich die Frucht am Stiele. Sie wird fallen, bald, vielleicht morgen schon; ich zittere, raschelte es nicht schon im Laube? Verzeihe mir, wenn ich schwieg von dem, was die Wahrheit ist, was nicht verschwiegen werden darf.

Auch Bali ist eine sterbende Insel. O schöne Sterbende! Ich balle die Faust in der Tasche voll Born und Scham: Europa!

Warum verschwieg ich es? Ich war trunken, noch bin ich trunken. Ich übersah, wo ich hätte sehen sollen. Noch sind genug Plätze da, dort ist Bali stark, rein, gesund, nur sich selbst gleich. Aber an der Küste sitzt das eitrige Geschwür und frisst weiter. Führt nicht schon der Schnellwagen durchs Land? Sah ich nicht die große Versammlungshalle, die seither mit Stroh gedeckt war, verschandelt durch ein Wellblechdach? Hat nicht in den „Passar“ die europäische Jacke Eingang gefunden und macht den Sarong lächerlich, weil die Industrie verdienen will? Plant man nicht Hotels für die reisenden Amerikaner, die „Bali in drei Tagen“ gesehen haben müssen? Werden sie nicht eine Tanzpantomime und ein Schattenspiel sehen müssen? Und wird dann das Theater dort nicht Beute des Geldes?

Wie lang ist meine Liste der Klagen! Ich will sie nicht beenden. Es ist alles nutzlos; auch die Insel unter Naturschutz zu stellen, wird unmöglich sein. Die Erde ist krank.

Ich sehe noch einmal vom Schiff nach Bali hinüber, das in der Dunkelheit der Nacht versinkt wie ein Ertrinkender, dem man nicht mehr helfen kann.

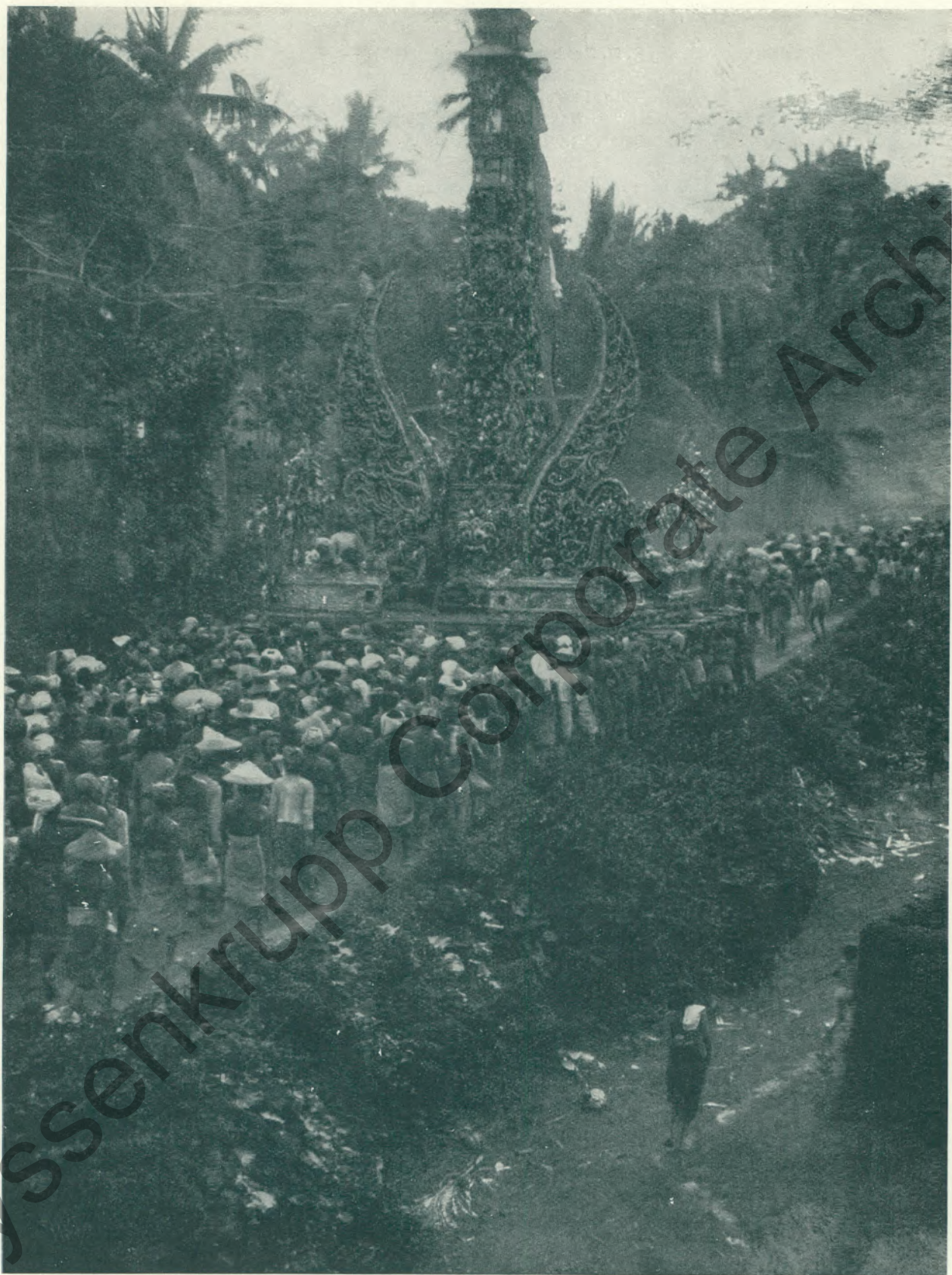
Da scheine ich plötzlich mitzusinken.

Alle Traurigkeit fällt von mir wie ein schmutziges Gewand. Ich sinke unaufhaltsam, ich schwebe, trägt mich jemand? Ich fühle mich getragen. Ich fühle mich getragen von Stimmen. Ich verstehe sie nicht...

... Es sind die Stimmen des neuen Geschlechts.

Wir verdanken die Genehmigung zum Abdruck vorstehenden Auszugs aus: Krämer, „Die sterbenden Inseln“ dem Verlag Georg Müller, München, der uns gleichzeitig die Erlaubnis zur Wiedergabe der Bildbeigaben erteilte. Diese sind, abgesehen von dem in den „Sterbenden Inseln“ enthaltenen „Sonnenuntergang“, dem Werk: „Bali — Volk, Land, Länze, Tempel, Feste“ von Gregor Krause entnommen. Der letztgenannte, schon in dritter Auflage erschienene Band enthält, neben einer textlichen Einführung, auf 275 Seiten in Großformat 321 größtenteils ganzseitige Bilder, die wohl das schönste und — letzte Denkmal darstellen, das von Europäerhand der von europäischer „Zivilisation“ erdrückten Kultur der Südsee errichtet ist.

(Vergl. auch den Aufsatz „Kreuz und quer durch Asien und die Südsee“ auf Seite 32.)



Leichenturm eines Fürsten.

Aus: Krause, „Bali“.

1903

Kreuz und quer durch Asien und die Südsee.

Von Dr. Karl Fuß.

Eben Hedin: „Auf großer Fahrt“ (Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig, 15 RM.). — Walter Stöckner: „Ins unerforschte Tibet“ (Verlag Köhler u. Amelang, Leipzig, 15 RM.). — Paul Schebesta: „Bei den Urwaldzweigen von Malaya“ und „Orang-Utan“ (Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig, je 16 RM.). — Paul Ebert: „Südsee-Erinnerungen“ (Verlag Köhler u. Amelang, Leipzig, 8 RM.). — Philipp Krämer: „Die sterbenden Inseln“ (Verlag Georg Müller, München, 10 RM.). — „Alte Reisen und Abenteuer“ und „Reisen und Abenteuer“ (Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig, Halbleinen 2,80 RM., Ganzleinen 3,50 RM.).

In den großen öffentlichen Buchereien werden neben „schöner“ Literatur am häufigsten Reisewerke verlangt. Und ist sie nicht begreiflich, diese Fernsehnsucht, liegt sie dem Deutschen nicht schon im Blut? Wer möchte nicht gerne mit kühnen Forschern seltsame Schicksale, erotische Abenteuer erleben, fremde Landschaft, fremde Völker kennenlernen!? Die Berichte dieser kühnen Pioniere belehren, indem sie unterhalten. —

Der Name Eben Hedin ist uns Deutschen wohl vertraut — es sei diesem Schweden nicht vergessen, daß er einer der ganz wenigen „Neutralen“ war, die sich im Kriege offen zu uns bekannten. Nun hat er nach langer Zeit zum ersten Male wieder eine große Asien-Expedition angetreten, von deren erstem Teil er in seinem neuen Buche „Auf großer Fahrt“ berichtet. Eine riesige Karawane von fast 300 Kamelen wälzte sich im Frühjahr 1927 von Paotow aus nach dem nordwestlichen China, quer durch die gefährliche Wüste Gobi; ein ausgefuchter Stab wissenschaftlicher Mitarbeiter, zehn Chinesen, fünf Schweden, fünf Deutsche, begleitete Hedin nebst einem zahlreichen Trupp. Die Ziele der Expedition waren rein wissenschaftlicher Natur: kartographische, meteorologische, hydrographische Feststellungen in erster Linie, die freilich auch von großer wirtschaftlicher Bedeutung werden können. Monatelang — die genaue Ausführung der Messungen usw. bedingt oft ausgedehnte Aufenthalte — durchziehen diese mutigen, von ihrer Aufgabe begeisterten Männer die Wüste; Abenteuer und Gefahren und Verdruß gibt's genug: die Kamele revoltieren und werfen die Lasten ab, Hedin wird schwer krank und muß von seinen Getreuen auf der Bahre getragen werden, Geld und Vorräte gehen bedenklich auf die Neige, die Behörden an der Provinzgrenze — es tobt ja in ganz China der Bürgerkrieg mit seinem Durcheinander aller Kompetenzen — verhalten sich zunächst recht ablehnend gegen die „Eindringlinge“. Aber der sturmerprobte Führer überwindet alle Schwierigkeiten mit seiner gelassenen Ruhe, seinem Gottvertrauen, seinem Humor, und schließlich gelangt die Expedition doch glücklich nach Urumtschi, der Hauptstadt der Provinz Sui-kiang, wo Marshall Yang, eine ausgeprägte Persönlichkeit vom Format eines mittelalterlichen Condottiere, allmächtig schaltet und waltet. Er nimmt Hedin sehr wohlwollend auf; dieser ist zu bescheiden, anzugeben, daß es sicher der Eindruck seiner sympathischen Persönlichkeit war, der den mißtrauischen Marshall umstimmte, zum Freunde und Gönner machte. — Als Hedin dann im Frühjahr 1928 vorübergehend nach Europa fuhr, um neue Mittel zu beschaffen, war dort, im innersten Herzen Asiens, alles gut organisiert, sein Stab mit wissenschaftlichen Arbeiten aller Art vollauf beschäftigt. Und inzwischen ist Hedin ja wieder nach Asien zurückgekehrt, neuen Abenteuern entgegen. Sein Buch über diesen ersten Teil der Expedition hat er während seines europäischen Aufenthaltes geschrieben. Es ist anfangs vielleicht etwas breit geraten, mehr tagebuchmäßig referierend, wird dann aber im Laufe der Darstellung ungemein lebendig und spannend. Daß Hedin zu erzählen weiß, hat er oft genug bewiesen. Was besonders sympathisch berührt, das ist der absolute Mangel an Blasiertheit, wie man sie wohl mitunter bei weitgereisten „Weltbummlern“ findet — nach einem langen, der Forschung geweihten Leben ist Hedin doch immer wieder dem Geschick dankbar, daß er soviel Schönes und Großes schauen darf; er ist lebensstark und -bereit wie je und schildert mit jugendlichem Feuer. Und doch schwebt über dem ganzen Buch eine gewisse abgeklärte Gelassenheit und heitere Ruhe, die höchste Reife schönen Menschentums ist. —

Wer einmal den schweren und doch so lockenden Beruf eines Forschers erwähnt, den läßt die Fernsehnsucht nicht mehr los. Ein Deutscher, Walter Stöckner, weilt zur Zeit gleichfalls in Innerasien, in der Mandchurei, nachdem er vor dem Krieg schon das geheimnisvollste Land dieses Erdteils, Tibet, bereiste. Von diesem Zug „Ins unerforschte Tibet“ im Frühjahr 1914 weiß Stöckner ungemein fesselnd zu erzählen. Von China aus stieß er in die osttibetische Bergwelt vor und brachte in 72 Riefenkiten eine glänzende volkkundliche und naturwissenschaftliche Ausbeute heim. Er reiste mit chinesischen Kulis, deren Ausdauer und Treue er besonders hervorhebt. Dank mehrerer deutscher Mitarbeiter gelang es, das verworrene System der hochalpinen Osttibets topographisch aufzunehmen und die dortigen Völkerschaften zu erforschen. Strapazen und Gefahren sind das tägliche Brot des Forschers — auch bei Stöckner gab es sie genug und übergenug: Plackereien mit feindseligen Bewohnern, Überfälle von Räubern u. ä. Seine besondere Note erhält Stöckners Buch — ähnlich wie bei Eben Hedin — durch die ausgeprägte Begeisterung, mit der er an seinem Forscherberuf hängt, und die Gefühlswärme, mit der er alles erlebt. Mit deutscher Gründlichkeit ist er in die Vorstellungswelt der Chinesen und Tibetener eingedrungen und weiß hier-

von ebenso anschaulich zu berichten wie von der erhabenen Größe einer unberührten Natur. Rund 150 Bilder schmücken das Werk. —

Ein deutscher Priester, Paul Schebesta, hat in den Jahren 1924/25 Forschungsreisen in das Innere der Halbinsel Malakka unternommen und legt darüber in seinen Büchern „Bei den Urwaldzweigen von Malaya“ und „Orang-Utan“ Rechenschaft ab. Dort, in den Urwäldern Hinterindiens, bald wohl Opfer der vorschreitenden „Zivilisation“, leben noch ein paar Tausend Menschen jener Zwergstämme, die die Urbewölkerung der indischen Inselwelt darstellen. Nomadisierend ziehen sie in kleinen Gruppen umher, diese „stillen, scheuen, sanften, sinnenden Geschöpfe“, zu denen sie das harte Leben im Urwald erzogen — ein primitives Völkchen, das sich noch nicht einmal im Stadium der Steinzeit befindet. Monatelang hat der Verfasser unter ihnen gelebt, mißtrauisch aufgenommen, zerrt, hat in unermüdlicher Kleinarbeit ihre Sprache, ihre Sitten, ihre religiösen Vorstellungen insbesondere auch, studiert. Wurzelnollen und Fische sind ihre Hauptnahrung, seltener das Fleisch eines mit dem Bambusblasrohr erlegten Wildes. Für eine Handvoll Reis arbeiten sie tagelang auf den Plantagen der Malaien, um dann wieder in die düsteren Verstecke des Urwaldes zurückzukehren. Ihreieder hat Schebesta mit dem Grammophon aufgenommen und Land und Leute in seine Photokamera gespart. Sein Bericht ergreift gerade in der mitunter fast nüchternen Sachlichkeit der Darstellung.

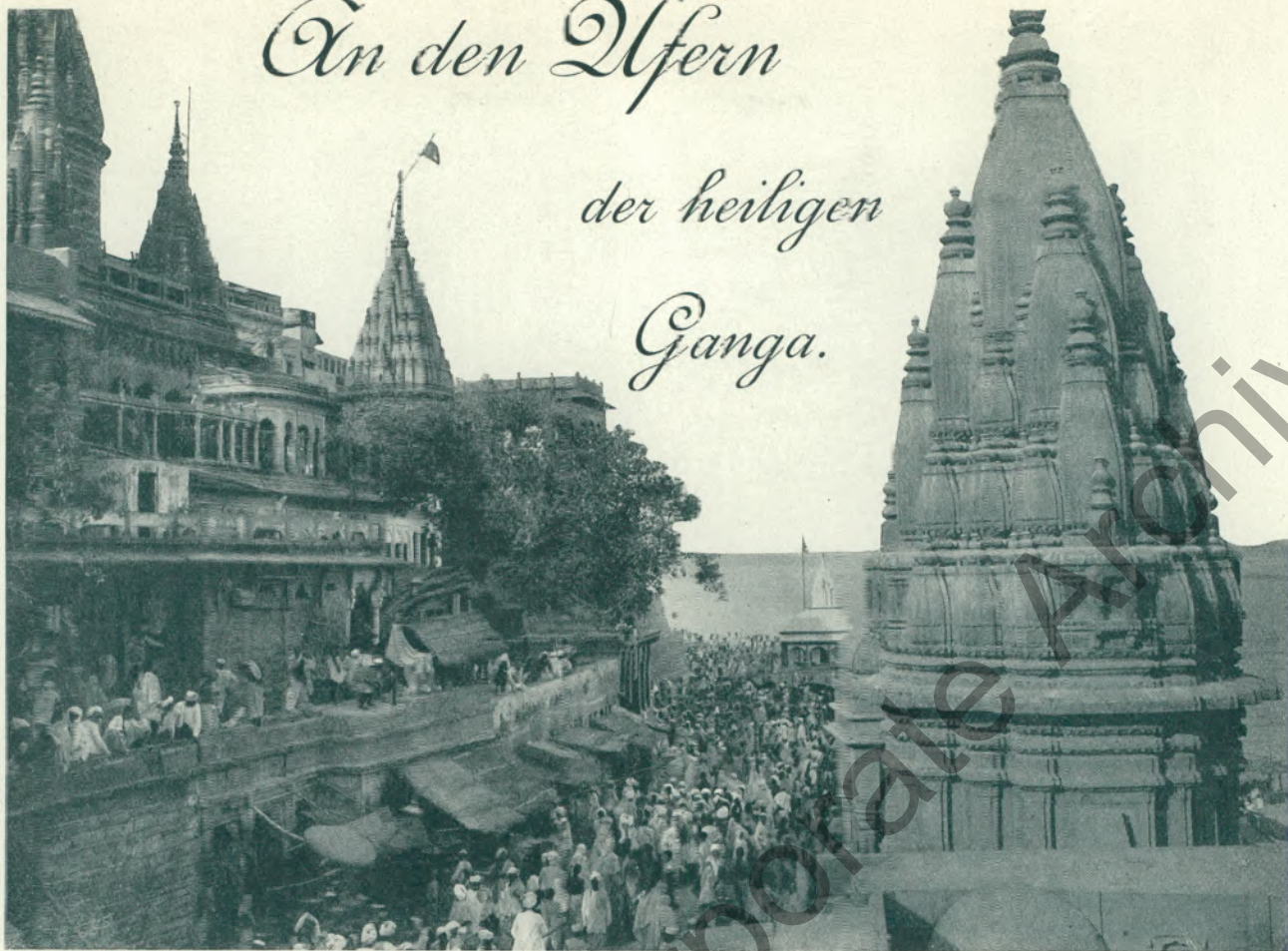
Als ein Paradies muß wohl die Inselwelt der Südsee gelten. Immer wieder erscheinen Bücher, die begeistert die Schönheit dieser großen und kleinen Inseln preisen, die zwischen Südostasien und Australien sich lagern, in denen tropische Uppigkeit ins Verschwenkerische gesteigert ist. Und ein Teil, wenn auch ein geringer, dieses Südpazifikparadieses war einst unser, war deutscher Kolonialbesitz. Kapitän Paul Ebert, der vor dem Kriege als Kommandant des „Cormoran“ in diesen Gewässern kreuzte, erzählt in seinen „Südsee-Erinnerungen“, ohne Überbierwang, aber mit wehmütigem Gedenken, von seinen Fahrten und Besuchen auf den Atollen und Inseln im Bismarck-Archipel, auf dem unsäglich reizvollen Samoa u. a. Sein Buch legt Zeugnis davon ab, welche Unsumme von deutscher Arbeitskraft und deutschem Unternehmungsgeist, zu schweigen von deutschem Kapital, dort „unten“ angelegt war — zum Nutzen derer, die uns diesen Besitz raubten. Ebert hat ein offenes Auge für die Schönheiten der Landschaft und weiß auch die Menschen, vom Kannibalen auf Neuguinea bis zum liebenwürdigen Samoaner, lebendig vor uns hinzustellen. —

Die Perlen dieser Inselwelt aber sind Java und Bali. Das hohe Lied dieser „Sterbenden Inseln“ singt Philipp Krämer. Sein Buch ist ganz auf Moll gestimmt, ein empfindsamer Reisebericht, ein Hymnus auf eine Landschaft, auf Menschen, die durch die europäische Kultur freilich schon ihr Bestes einzubüßen im Begriff sind. Bali insbesondere, wo die Menschen „in Harmonie mit sich selbst leben“, dieses traumhaft schöne Eiland mit seinen nächtlichen Festen, Schattenspielen, Hahnenkämpfen, Leichenverbrennungen, seinen adelich-schönen Frauen nicht zuletzt, beschwört der Verfasser, der ein Dichter ist und seine Worte sorgsam wählt. Seine Diktion mag manchmal überschwinglich erscheinen, aber sie ist in diesem Falle dem Stoffe angemessen und zwingt uns in ihren Bann. Die beigegebenen Aufnahmen sind ausgezeichnet. —

Reisewerke haben meist einen großen „Fehler“ — sie sind verhältnismäßig teuer, weil umfangreich und bebildert. Um so höher ist das Verdienst des Verlages F. A. Brodhaus anzuschlagen, der zwei billige Serien „Alte Reisen und Abenteuer“ und „Reisen und Abenteuer“ herausbringt (Halbl. 2,80 RM., Ganzl. 3,50 RM.). Diese Reihenbüchereien, die erste zwei, die letztere bereits vier Duzend Bändchen umfassend, sei angelegentlichst, besonders auch der reiferen Jugend, empfohlen. Wenn wir uns heute auf Asien beschränken, so finden wir darunter z. B. den Bericht Marco Polos, des Ahnherrn aller europäischen Asienforscher, von seinen Reisen in China und der Mongolei, seinem Aufenthalt am Hofe des Großchans usw. Oder wir hören von der ersten deutschen Expedition nach Persien des Adam Olearius im 17. Jahrhundert. — In der zweiten Sammlung sind die besten Namen der neueren Forscher vertreten, so Eben Hedin mit mehreren Bändchen, Auszügen aus seinen berühmten großen Reisewerken („Meine erste Reise“, „An der Schwelle Innerasiens“, „Zu Land nach Indien“, „Durch Asiens Wüsten“, „Transhimalaja“), und Henry S. Landor („Auf verbotenen Wegen“). In die Südsee führt Philipp Berges mit seinen Skizzen „Wunder der Erde“.

So ist der Tisch für den üppigeren und den schmalen Geldbeutel reichlich gedeckt.

An den Ufern der heiligen Ganga.



Der Vishnupurtempel in Benares.

L. P. A.

Die himmlische Nymphe Ganga, die älteste Tochter des alten Himalajagottes, die sich von dem Götterberge herab zur Erde stürzte, gab dem Strome den Namen. Seine zwei Zuflüsse vereinigen sich zu dem majestätischsten aller vorderasiatischen Flußläufe, dessen Name Ganga im Sanskrit „der Strom“ bedeutet. Er ist das höchste Heiligtum des Hinduismus, der seinem Wasser wunderbare Kräfte zuschreibt, welche die Gläubigen von allem irdischen Leid befreien und dem Himmel näherbringen. Gold, Perlen und Edelstein regnen auf dem Grunde der heiligen Ganga, des Stromes, den der Europäer Ganges nennt; seine Ufer werden als die schönsten der Welt bezeichnet, sein Wasser soll wohlschmeckend und süß sein. Und

an seinem Rande erhebt sich Benares, die Märchenstadt, dem Hindu Rom und Mekka zugleich, die heilige Stätte, an der sich täglich Tausende von Pilgern zusammenfinden,

um in den Fluten der Ganga unterzutauchen, den Göttern zu opfern und zu beten. Hier ist die Hochburg des Brahmanentums, die Hochschule seiner Priester, hier sind seine Klöster, höchsten Heiligtümer und Gottheiten, die zahllosen heiligen Tiere, die Rinder, Affen und Elefanten, und die Büßer und Fakire . . . Hierher strömen alle Hindus von nah und fern, um in den Wassern der heiligen Ganga die vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen, um von allen Sünden rein zu werden, die Kranken und Siechen, um durch das Bad im heiligen Strome zu



Hindupilger am Ganges.

L. P. A.



L. P. A.

Das Gangesufer bei Benares mit Wischnutempel im Hintergrunde.

gefunden. Stirbt aber der Kranke, dann ist er doppelt glücklich zu preisen, denn der heilige Strom nimmt seinen Leichnam oder seine Asche auf und trägt sie hinab zum ewigen Meer...

Die vielbesungenen „Fluren des Ganges“ sehen allerdings im scharfen Licht der Vernunft und Zweckmäßigkeit etwas anders aus als in der Phantasie frommer oder poetischer Gemüter, vor allem ist das hochgepriesene Wasser des Stromes für die ganze Bevölkerung eine schwere hygienische Gefahr, verschlammte und verunreinigt — der schlimmste Seuchenherd, den man sich vorstellen kann. Auch die Stadt Benares selbst mit ihren engen, düster-winkligen Gassen, ihrem unerhörten Schmutz, ihrem Lärmen und Toben entspricht wohl kaum dem paradiesischen Bilde phantastischer Schwärmer; und doch, es ist eine einzige Stadt — dem Europäer ein seltsames, unfassbares Wunder, wie es nur der bis zu letzten, ungeahnten Möglichkeiten gesteigerte Fanatismus des Hinduglaubens schaffen konnte. Die grüne Fahne des Propheten flatterte einst über Benares, von hier zog Buddha aus, um sein Licht dem Osten leuchten zu lassen — doch sie sind hier verschwunden und vergessen — geblieben aber ist Schiwa, der Furchtbare, der Zerstörer und Erschaffer, dessen gräßlichem Kult ganz Benares geweiht zu sein scheint. Nur die uralte grenzenlose Furcht eines Volkes konnte eine solche Glaubensraserei hervorbringen, wie sie an den Ufern der heiligen Ganga zu Hause ist, und nur sie läßt die Wut verstehen, die sich der Hindus bemächtigte, als in der Pestzeit die Engländer das Baden im Strome verboten. Gegenüber dem Religionswahnsinn von Benares ist auch der Engländer,

der Herr des Landes, machtlos, er begnügt sich darum flug mit der Zuschauertolle und sucht nur die schlimmsten, scheußlichsten Auswüchse der frommen Raserei der Hindus zu verhindern.

Blutrot leuchtet Schiwas Flammenzeichen von der Stirn der Tausende, welche die Straßen und Tempel der heiligen Stadt bevölkern, um den zahllosen Götterbildern zu opfern und vor den Lingams, den Zeichen Schiwas, zu beten, und zwischen ihnen wandeln die heiligen Tiere, deren Leben wertvoller ist als alle Menschenleben, deren Kot dem Frommen kostbares Gut ist, mit dem er sich beschmiert. Alle grausigen Riten Schiwas sind in Benares zu Hause: Witwenverbrennung, Kindermord und Menschenopfer, die entsetzlichen Martern und Selbstverstümmelungen — alles zu Ehren des Gottes —, und vor allem das Bad in der heiligen Ganga, zusammen mit Kranken und Auswüchsen — Bilder, so phantastisch und grauenvoll, wie sie nur in Indien, dem seltsamsten aller Länder, möglich sind. Und doch ist in diesen Bildern eine eigenartig-wilde Schönheit, unerklärlich und unverständlich und dennoch unvergänglich für jeden, der einmal an den Ufern der heiligen Ganga weilte, der sich in großem, segelgedecktem Boot vorbeitrug, ließ an den goldgleisenden Moscheen und Palästen, an den unzähligen Tempeln und bizarren Pagoden, die der Stadt ihre merkwürdige Silhouette geben, und an den zahllosen menschenwimmelnden Terrassen, die hinabführen zu den Wassern des Stromes, der heiligen Ganga, die Schiwa, der furchtbare Gott der Vernichtung, der Herrscher von Benares, zu seiner Lieblingsfrau erhob. H. W.

An Indra.

*Du weilst in deiner selbstgeschaffnen Kraft
siegreichen Geistes an des Luftraums Rande;
erschufst die Erde, deiner Stärke Bild,
für uns und hältst umspannt Luft, Äther, Himmel.*

*Du bist der Erde Bild, der Hort des Himmels,
des großen, wo die hehren Helden leuchten;
den ganzen Luftraum füllet deine Größe,
kein anderer Gott ist dir vergleichbar, Indra!*

*Dich fassen Erd' und Himmel nicht; die Ströme
der Luft gelangen nicht zu deiner Grenze,
der du den Regenhammer freudig angriffst:
Allein erschufst du alles außer dir.*

(Aus dem „Rigweda“, dem ältesten Denkmal der indischen Literatur, dessen Entstehungszeit bis ins dritte oder vierte Jahrtausend vor Christo zurückreicht.)

Ins unerforschte Tibet.

Sieben Ausschnitte aus dem

Tagebuch der deutschen Expedition Stötzner 1914*.

I.

Sehnsucht nach Asien.

Als ich 1907 zum ersten Male nach Asien ging, führte der Anmarsch durch den Kaukasus. Ich werde das Hochgefühl des ersten Tages in der asiatischen Alpenwelt nie vergessen. Noch heute könnte ich jeden Gipfel der klaren Bergketten zeichnen, die den grandiosen Hintergrund bildeten zu den malerischen Gruppen der ersten Asiaten, die ich sah, Tscherkessen, Grusinier, Georgier und wie sie alle heißen. Aber ebenso unvergeßlich sind mir Funkes Worte, der mich damals auf seine siebente innerasiatische Sammlerfahrt mitnahm: „Reisen ist das herrlichste, was es gibt, aber es ist ein Gift, wie Wein und Tabak. Wer daran gewöhnt ist, kann es nur schwer wieder lassen.“ Er hat nur zu recht gehabt. Wir wurden wenige Monate später in Persien von Turkmenen überfallen, erst lange beschossen und das ganze Gepäck geplündert; dann holte ich mir die infame Malaria, die mich so sehr entkräftete, daß ich getragen werden mußte, und doch war ich anderthalb Jahre später, noch immer nicht ganz genesen vom schweren Fieber, wieder auf dem Anmarsche im Kaukasus. Die Märchenbilder von Buchara und Samarkand, die ungeheuren Fernen des Elbrusgebirges und die sonnigen Steppen von Turkestan hatten selbst in meinen Fieberphantasien ihre wechselnden Bilder immer wieder vorgepiegelt, und das sehnsüchtige Herz fand seine Ruhe erst im Sattel der Mongolenponys wieder, die mich 1909 in langen Monaten quer durch die Gobi nach Peking trugen. Unvergeßliche Zeiten damals in der Einsamkeit und Gleichförmigkeit der endlosen Hochsteppen. Da kam langsam und unbewußt die große Liebe für Zentralasien über mich. Tiefer als alle Meere der Welt wurde meine große Leidenschaft für das unendliche einsame Land. Was sind alle die schönen bunten Idyllen Italiens oder die grünen Matten der Alpen oder die raube Romantik Norwegens gegen die Unendlichkeiten der Gobi! Ein flüchtiger Blick aus dem Fenster des eilenden Zuges genügt, um ein ganzes Alpenpanorama in sich aufzunehmen, und schon eine kurze Aussichtsrast auf irgendeinem Berge zeigt klar verständlich das Typische der italienischen Landschaft. — Anders, ganz anders die Steppen von Innerasien. Einförmigkeit zeigen sie zu Anfang, aber auch nichts weiter. Die Größe, die diese Landschaften haben, erkennt man erst nach Wochen, und lange Monate gehören dazu, bis uns die unendliche Erhabenheit und der Ausdruck der Ewigkeit gefangennimmt, der in so packender Weise nirgends anders in der weiten Welt zu finden ist. Ich ließ mich überwältigen, und so kam meine große Liebe für das ferne Land — — —

Es ist zu lächerlich, wie tief kleine Außerlichkeiten oft den Menschen berühren. Ich weiß nicht mal mehr, wo die Völkerschau herkam, die ich einmal in Deutschland ansehen wollte. Aus Asien war sie nicht. Aber sobald ich auf den Platz kam,

auf dem ich mich durch die Menschen zur Barriere schob, trug mir ein Luftzug den starken Geruch von frischem Kamelung zu: Karawanengeruch von einst! Wie mit einem Zauberschlag entrollten sich die Bilder früherer Reisen. Mir war's, als müßte der gute Gombo jetzt vor mich hintreten und mir zurufen: „More beinaa“, die erste Frühmeldung, die mich sooft in der Mongolei geweckt hatte. — Von dem Tage an hatte der Zauber des Lagerlebens in fremden Ländern wieder Macht über mich gewonnen. Ich saß wohl noch am Schreibtisch über der Arbeit, aber die Gedanken und Träume wanderten unablässig hin über die russischen Steppen und durch die sibirische Taiga. Wassily führte die Karawane wieder über die Pässe des Altai ins Hinterland von China, und ich hörte noch einmal das dumpfe Dröhnen unserer Schläge an das mächtige Tor der Großen Mauer bei Kalgan, wo wir lange nach Mitternacht angekommen waren. Heimatliebe und Mutterbitten waren nicht so stark wie die Sehnsucht nach meinem Innerasien. Nur einmal noch eine Zeitlang am nächtlichen Lagerfeuer liegen, nur einmal noch den ganzen Zauber unbekannter Pfade in sich aufnehmen, den Schleier heben von jungfräulichem Lande, das sich hinter fernem Gebirge breitet! — Da begann ich die Vorbereitungen zur Reise in die unbekannten Grenzgebirge von Tibet und China. Sie sollten unvergleichlich sein an landschaftlichen Schönheiten und wilder Romantik, aber auch gefährlich durch ihre Bewohner, die wilden, unabhängigen Bergvölker, die schon manchen, der's vor mir versuchte, ermordeten. — Wird es wirklich das letzte mal sein? — — —

II.

Die letzten Vorbereitungen.

Nun wurden die letzten Einkäufe besorgt. Die letzten Einkäufe! — Wenn sechs Europäer mit sechs Boys auf Jahre nach Innerasien ziehen und absolut alles mit sich nehmen müssen in Steppen und Hochgebirge, wo es gerade noch Mist als Feuerung und manchmal ein Schaf als einzigstes zu kaufen gibt, dann hören die letzten Einkäufe beinahe nie auf. Und es dauerte auch wirklich eine geschlagene Woche, ehe außer einigen Hauptsachen, wie Zelte usw., beinahe alles beisammen war. Aber es war ein herrliches Einkaufen, weil man bei jedem Stück der neuen Dinge an das Märchenland voller Hochgebirgsschönheit dachte, das da hinten weit im Westen auf uns wartete.

Dieses Hochgefühl der Erwartung an den Vorabenden der großen Abreise, diese Ungewissheiten voller Hoffnung auf nicht abzusehende Erfolge, bei der man nicht an Krankheit und Tod, nie an Strapazen und Entbehrung denkt, sondern immer nur an Alpengipfel im Frühsonnenschein, an klare Wasser, die hinter nie betretenen Bergen durch stille Wunderblumentäler gehen, an öde Steppen, über denen der große Mond bezaubernd klar wie ein mystisches Riesenauge hängt, sind mir das Herrlichste, das je ein Mann empfinden kann. Wahrhaftig, wir sind zu beneiden, mehr als Könige, die wir bald selber Könige sein werden in einem Reich, wie es ein zweites auf Erden kaum schöner gibt! Gibt es für einen Mann, der im immergleichen Berufs- und gesellschaftlichen

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlags R. F. Koehler in Leipzig entnehmen wir die nachfolgenden Ausschnitte dem hochinteressanten Werk: Walter Stötzner „Ins unerforschte Tibet“, auf dessen eingehende Besprechung in dem Aufsatz von Dr. W. Fuß „Kreuz und quer durch Asien und die Südfsee“ auf Seite 32 dieser Nummer wir verweisen.

Leben der Heimat nie seine physische Vollkraft und nie sein nach großen Spannungsmomenten hungerndes Herz zeigen darf, etwas Schöneres, als im fortwährenden Kampfe mit unwegsamer Natur und feindlichen Menschen jeden Tag aufs neue sein Leben einzusetzen für eine große Sache?! Gibt es eine herrlichere Befriedigung als das Bewußtsein, unter großen Entbehrungen, die man freiwillig eintauscht gegen bequemeres und sicheres Leben, der Menschheit Kunde heimzubringen von Gegenden, die zuvor nie ein Europäer betrat, und das Wissen zu bereichern von alledem, was lebt und blüht in jenen Ländern? Wahrlich, ein begeisterndes Unterfangen, ein ideal schönes Ziel, aber auch bitter ernst für den, der die Verantwortung dafür trägt. Ist es schon schwierig genug, alle die praktischen Fragen, Vorkommnisse und Verpflegung, Beförderung des gewaltigen Gepäcks und Einteilung der zur Verfügung stehenden Mittel richtig zu lösen, um wieviel größer ist die Sorge um Leben und Gesundheit von soviel Menschen. Viele vor uns haben schon im Grenzgebiet von China und Tibet ihr Leben geopfert für das Wissen der Menschheit und das Ansehen ihrer Nation. Da kommen oft die brennenden Sorgen, ob alles gut ausgeht, und ob wir wohl alle gesund die Heimat wiedersehen. Mit der herrlichen Begeisterung allein ist's nicht getan. Selbst wenn alle voll und ganz ihre Pflicht tun und Vorsicht nie außer acht gelassen wird, ein glücklicher Stern und ein gütiges Schicksal gehören auch noch dazu! — —

III.

Besuch im Tempel.

Am Nachmittag mache ich dem netten, alten Lama Gegenbesuch in seinem Tempel, der auf dem linken Flußufer oben an der Berglehne über Liang-ho-kou liegt. Ich finde wieder einen jahrhundertalten, massiven Bruchsteinbau, in dessen überragendem Mittelteil der eigentliche Tempelraum liegt, und außen herum ist auch hier ein Umgang mit der langen Reihe $\frac{3}{4}$ m hoher Gebetszylinder, die in grobes, dickes Leinen eingewickelt sind. Die mitgelaufenen Wässer, einer hinter dem andern, beginnen sofort mit dem Umkreisen des Heiligtums, aber sie haben dabei den linken Arm ausgestreckt, um die unheilverhütenden Rollen zu drehen.

Am Stalle des abwesenden alten Lama führte uns ein anderer herum. Wiederum ist der hohe, stille Tempelraum verdüstert, daß man die rätselhafte Fülle seltsamer Kulturgeräte und die jahrhundertalte Bemalung, welche die Wände mit verbleichenden und verräucherten Farben bedeckt, kaum erkennen kann. Aus dem mystischen Dunkel, umwoben von einer Kirchenluft, die nach Staub und kaltem Weihrauch riecht, heben sich, kaum erhellt vom leisen Schimmer einer ewigen Lampe, die Umrisse einer ruhig thronenden, großen Buddhafigur. Eine ganz eigene, feierliche Stimmung geht von ihr durch den Raum, und befangen von der erhabenen Größe ewiger wunschloser Ruhe, die in der harmonischen Gestalt sich ausdrückt, wage ich nicht durch ein lautes Wort oder einen derben Schritt zu stören. Mit fast geschlossenen Augen, weltentückt, sitzt er mit untergeschlagenen Beinen, so daß die Fußsohlen nach oben gewendet sind, auf den Blütenblättern der heiligen Lotusblume. Lampen, die von der Decke hängen, sind mit roten Tüchern abgeblendet, Opferschalen aus glänzender Bronze stehen auf dem Altartisch, und dazwischen liegen die merkwürdigen Instrumente, die von den Lamas zur Kirchenmusik benutzt werden: große, gewundene Muscheln als Trompeten mit tiefem Ton, menschliche Beinnochen, mit Mundstück und Schalltrichter versehen, als helltönende Trompeten, Klingeln, bronzene Schallbecken und hölzerne Pauken mit Haut bespannt.

Ob die große Götterfigur tatsächlich Buddha selbst darstellt, kann ich nicht feststellen. Ich bezweifle es, weil im Lamaismus die verschiedensten übernommenen indischen Götter und die Menge der Heiligen, also ehemaliger Großlamas, die, von der frommen Legende umwoben, auch zu Göttern erhoben wurden, vielmehr im Vordergrund der Verehrung stehen als der Sohn der Maya, der göttliche Sakjamuni mit seiner reinen Lehre, welcher der Begründer der Religion wurde.

IV.

Glanzvolle Nacht.

Wir kommen höher als 3500 Meter und quartieren uns bei Tibetern ein, die ein Stück des hier erweiterten Tales angebaut haben. Eins der typischen Tschalahäuser liegt rechts oben am Hange, und drei aneinandergesetzte kleinere Wohnungen, in denen wir unterkommen, sind näher an den Weg gebaut. Ein kleiner, leerer Raum mit einem Zugang vom mittelfsten flachen Dach aus bietet knappen Platz für unsere drei Deckenlager auf dem Fußboden. Der große, zottige Hund, einer von der wegen ihrer heimtückischen Bösartigkeit berüchtigten tibetischen Rasse, muß an seiner schweren Kette auf das Nachbardach gebracht werden, damit wir ruhig vorbeikönnen.

Eine wundervolle Sternennacht senkt sich über das Hochtal. Ein Funkeln und Glitzern und Aufblitzen der einzelnen Lichter beginnt am Himmel, wie es sich nur in solcher reinen Höhenluft zeigt, und das Stück vom La-pau-schan-Rücken, das schneebedeckt zwischen den Waldbergen herübergrüßt, erglänzt in bläulichweißem Phosphorschimmer.

Aber nie werde ich die Stunde vergessen, die ich unten am Hausfeuer bei der Abendzigarette als stiller Gast unter den Tibetern, gefesselt und befangen von dem malerisch düsteren Bild, verbringe. Der Wohnraum ist so niedrig, daß ich nicht einmal aufrecht stehen kann. Die Decke aus unbehauenen Stangenholz ist schwarzglänzend vom ewigen Rauche. Die verräucherten Wände sind mit dem Hakenkreuz und anderen seltsamen buddhistischen Zeichen bemalt, und in der Mitte liegt die aus rohen Steinplatten zusammengefügte Feuerstelle, die Wohnung des Herdgottes, mit einem flachen, großen Kessel. Durch zwei schmale Mauerlücken, die mehr Schießscharten als Fenster sind, glänzt die Nacht. Nur ein Öllämpchen brennt mit ruhender Flamme an der Wand, sonst gibt allein der flackernde Schein des Holzfeuers unter dem siedenden, summenden Kessel ein wechselndes Licht, das vom Rauchdunst zeitweilig verdüstert oder fast unterdrückt wird. Sechs Männer und zwei Frauen sitzen wortlos entlang der Wand und um das Feuer. Weißer Dampf steigt vom Kessel auf, dunkelgrauer Rauch zieht vom Feuer weg nach den Mauerlücken, und dann und wann rückt einer das dicke Aststück in der Glut zurecht. Das ist auf einmal kein Steinhaus mehr, und ich bin auch noch nicht im 20. Jahrhundert. Es ist eine düstere Höhle aus den Urzeiten, in denen die Menschen ihre allerersten Gedanken bekamen. In ihr brennt die heilig gehaltene Herdflamme, und um mich sitzen die Gestalten einer Zeit, in der die Menschheit noch keine Geschichte hatte. Von den unbewegten, stummen Figuren an der Wand sind kaum die Umrisse zu erkennen. Der Rauch verhüllt die Gesichter, und nur auf ihren schwarzen Augen spiegelt sich ein Flammenreflex. Eine nackte, braune Brust und ein hagerer Arm tauchen aus dem Dunkel und kommen in den Lichtschein der Flammen. Ein neuer Astknorren wird aufgelegt. Dann fallen ein paar halbblaue Worte, und weiße Zähne schimmern im lächelnden Mund der einen braunen Frau, die ein schmutziges Schaffell um die Schultern und bunte Steine in ihren Haaren hat...

Da ruft mich Dr. Israel von oben, ich soll doch noch einmal die funkelnde Schönheit der Sterne sehen. Wie eine geträumte Vision versinkt das seltsame Bild. Ich tappe im Dunkeln nach dem Baumstamm mit eingehackten Kerben, der als Leiter dient, und oben breitet sich um mich wieder die majestätische Größe der innerasiatischen Hochgebirgsnacht. Rein und kühl weht die Luft von den Schneefämmen herunter, und ich suche in unserer finsternen Kammer nach einer Wolldecke, um sie umzulegen, weil ich fröstele.

V.

Im Bannkreis des tibetanischen Hochlandes.

Die letzte Höhe des La-pau-schan ist zu nehmen, und schon nach einer Stunde Marsch hört der Wald ganz auf. Der Weg ist vorläufig noch wenig steil, doch die dünne Luft macht jeden Schritt anstrengend. Alle Minuten bleiben die Tiere, die am langen Zügel gehen, von selbst stehen und verschnauften mit fliegenden Flanken ebensolange Zeit, als sie gegangen sind. Keiner treibt sie an. Freiwillig tragen sie uns eine Strecke weiter und ruhen dann wieder. Sobald der Weg im offenen, weiten Tal steiler wird, sitzen wir ab und führen. Auch wir kommen immer nur wenige Schritte voran. Wir sind an solche Höhen ebensowenig gewöhnt wie die Tiere, und der Puls klopft viel schneller als sonst. Auch jetzt noch geht der Atem der Pferde in hastigen Stößen, obwohl sie nur noch den leeren Sattel tragen.

Die Einsenkung des Passes mit seinen Schneeflecken liegt greifbar nahe vor uns. Sogar ein Dbo ist deutlich zu erkennen. An Stangen im Steinhaufen können wir Gebetsstreifen flattern sehen, und dahinter ragt in blendender Reinheit der hohe leuchtend weiße Schroffen des heiligen Dscharaberges ins Himmelsblau.

Aber die größte Steigung steht uns noch bevor. Es sind wenige hundert Meter, die den letzten Atem nehmen. Die Pausen, welche die Pferde zum Verschnauften brauchen, werden immer länger, bis endlich der Dbo erreicht und die Höhe erklimmen ist. Aber da liegt auch das bezauberndste Panorama, der ganze große Gebirgsstock des hohen Dschara mit seinen Schneefeldern, Gletschern, Schroffen und Schründen vor uns. Alles ist zum Wegnehmen nahe in der reinen, dünnen, sonnenklaren Luft. Frei von allen Wolken, die sich in die Nähe seiner unberührten Majestät nicht zu wagen scheinen, erglänzen die blendend weißen Hänge, und über die Steinfelder, Klippen und Felszacken des Riesen von Osttibet, der alle die unzähligen Schneegipfel in der Runde weit überragt, ist ein goldener Schimmer ausgegossen. Soweit der Blick geht, türmen und schieben sich die Spitzen und Ruppen und Rücken seiner Nachbarn ineinander, alle sind im Strahlenmantel blendenden Neuschnees, aber über ihnen leuchtet in unnahbarer Mächtigkeit der reine, heilig verehrte Dschara-re. Wo gibt es in der Welt ein Bild von gleicher Größe und Erhabenheit! Vor meinen Füßen fällt der Paß steil ab in ein tiefes, tiefes Tal, in welchem einige Waldstücke nur wie kleine, dunkle Flecke aussehen. Keine noch so große Einzelheit ist zu erkennen, so weit ist es bis in die Tiefe. Und von dort unten erhebt sich in einem einzigen Abhange ohne Unterbrechung der Gebirgsstock bis zu seiner eisumpanzerten jungfräulichen Sonnennähe. Unberührt für alle Ewigkeiten bleibt das Gezackte seiner Höhenklippen und der Firnenschnee über seinen weiten Eisfeldern. Nie kann ein Mensch solche Höhen erklettern, die zu den allerhöchsten der Erde zählen. Kein Adler oder Steinbock ist je so hoch gekommen. . . Wie unter einem Banne stehen wir, so fesselt uns das Bild. Wir spüren den Eiswind nicht auf unserem Paß, der selber weit über 4000 Meter hoch ist, und

blicken nur stumm in die Welt der höchsten Höhen. Wir können uns nicht losreißen und können uns nicht sattsehen an der Schönheit, bis das Schnauben der Pferde uns mahnt. Sie sind vom Aufstieg erhitzt und stehen jetzt frierend im Bergwinde, der über das weite Tal von den Schneehöhen herüberkommt. Ich lasse sie in die Tiefe führen, wo sie grasen können, aber uns hält der Paß noch fest. Es weiß doch keiner, ob sich ihm die Welt noch ein zweites Mal in gleicher Schönheit zeigt.

VI.

Gefilde des Schweigens.

Erst vor dem unbenannten Passe, zu dem uns zwei mitgenommene junge Gossesjaburschen führen, wird es wegsamer, und von der errungenen Höhe (4390 Meter) geht der Blick durch ein weites, freies Tal, über leere Gefilde, in denen das Schweigen wohnt, bis zu fernen, nackten Gebirgen. Nicht ein einziger Busch grünt. Kein Vogel flattert, kein Tier zeigt sich, kein Mensch wandert über seine Allmutter Erde. Das unberührte, unendliche Bergland zeigt den höchsten Ausdruck einsamer, verlassener Größe, ist ein Stück innerasiatischer Unendlichkeit. — Ich werde von diesem Blick über die Welt ergriffen wie von einer Offenbarung. Hier ist die Urmutter Erde unberührt und zeigt mir ihren ewigen Schoß, der unvergänglich ist. Hier kann ich plötzlich verstehen, daß die Völker Innerasiens durchdrungen sind vom Glauben an die Wiedergeburt aus dem Erdschoß. Dieser Glaube, und mag auch der Mantel der Mystik und die Kulisse weihrauchdurchdufteter, finsterner Anbetungshäuser, Moralvorschriften und gelb- oder rotfeldene Kleiderpracht der Diener dieses Glaubens sie umkleiden, ist nichts anderes als die uralte empirische Erkenntnis vom Kreislauf der Materie, die das Christentum nur teilsweise zugibt mit den Worten: Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden. Gautama, der dem Fürstenthron entsagte, weil er im Herzen ein einfacher Mensch war, erkannte die volle Wahrheit des Kreislaufs, und weil Wahrheit das höchste, letzte Wissen ist, wurde seine Erkenntnis in Innerasien zur alles beherrschenden Religion, nach deren Lehre du aus der Erde und auf der Erde sprießen, wachsend leben, immer wieder in einer Lebenserscheinung entstehen und vergehen wirst.

VII.

Querschnitt.

Erst Jahre nach meiner Rückkehr von der Front traf in 72 großen Kisten das wertvolle Ergebnis der Expedition, die Sammlungen, Photos und Tagebücher unbestohlen und unbeschädigt in Hamburg ein. Die Arbeit, die sie mir verursachten, entschuldigt mich, wenn ich mein Tagebuch erst jetzt veröffentliche.

Die Not der Zeit hält mich in Deutschland fest, aber die Stimme des Ostens ist in mir längst lebendig geworden. Sie ruft zurück nach dem ungebundenen Leben in der Freiheit der asiatischen Unendlichkeit. Ob ich noch einmal draußen leben, kämpfen und arbeiten kann, ist vorläufig noch ein großes Rätsel, wie der geheimnisvolle geliebte Ernteil selbst es ist, der mit seinen unerforschten Wüsten und unbekannten, wilden Gebirgen, mit der düsteren Mystik seiner Religionen, über die noch viele Schleier gebreitet sind, und den ungelösten Fragen der Herkunft seiner Völker noch vieles in nie befriedigten Erdenswindeln birgt, das der wissenschaftlichen Ergründung wartet. Aber ein ist gewiß: wenn ein gütiges Geschick die schrankenlose, weite Welt mir wieder öffnet, dann folge ich dem Ruf und kehre in das einsame Herz von Asien zurück; dann geht's noch einmal dem goldenen Osten zu — immer der Sonne entgegen.



Reichtum der Sparsamkeit.

Von Dr.-Ing. Max Mengerinhausen.



Die Verringerung der Kosten für Verpflegung bei gemeinschaftlicher Haushaltsführung.

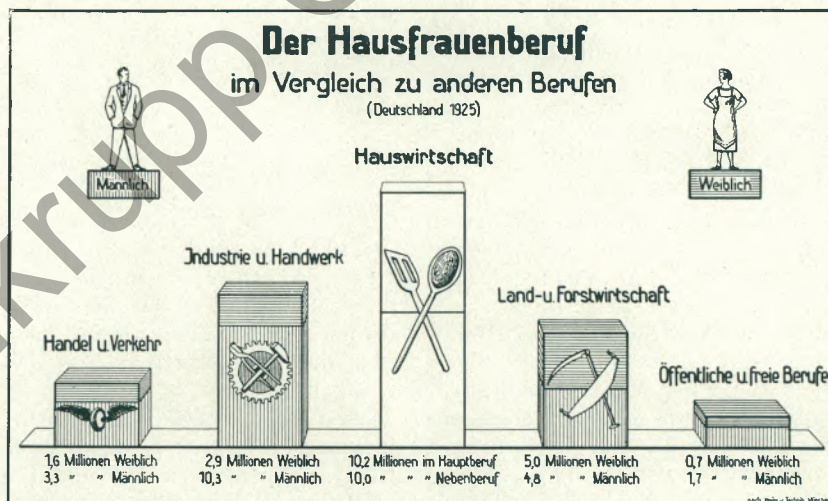
Ist es möglich, daß einhundertdreißig Menschen, denen nur ein Raum von einem Quadratkilometer zur Verfügung steht, auf diesem Raum wohnen, sich nähren und kleiden? Wohlgerne: Ein Quadratkilometer ist nicht größer als die Fläche der Straße Unter den Linden in Berlin oder das Doppelte der Theresienwiese in München oder die Hälfte der Alster in Hamburg. Ist es möglich, daß die Einhundertdreißig auf ihrem Quadratkilometer Äcker und Wiesen bestellen, Vieh züchten, Steine, Eisen und Holz gewinnen zum Bau ihrer Wohnungen, und noch mehr: daß sie neben der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse auch noch Zeit und Kraft haben für all das, was wir Menschen von heute „brauchen“?

Ist das möglich? Rein gefühlsmäßig neigt man dazu, diese Frage mit „Nein“ zu beantworten. Es scheint kaum vorstellbar, daß einhundertdreißig Menschen auf einem Quadratkilometer Fläche sich völlig selbst versorgen, und zwar nicht nur versorgen schlechthin, sondern im großen und ganzen auch noch größere Aufgaben erfüllen können. Und doch: es ist möglich! Denn der Quadratkilometer Land mit einhundertdreißig Menschen ist Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit ist Deutschland.

Wenn aber heute in Deutschland im Durchschnitt auf einem Quadratkilometer einhundertdreißig Menschen auf hoher kultureller Stufe zu leben vermögen, so ist dies einzig und allein durch die Technik ermöglicht.

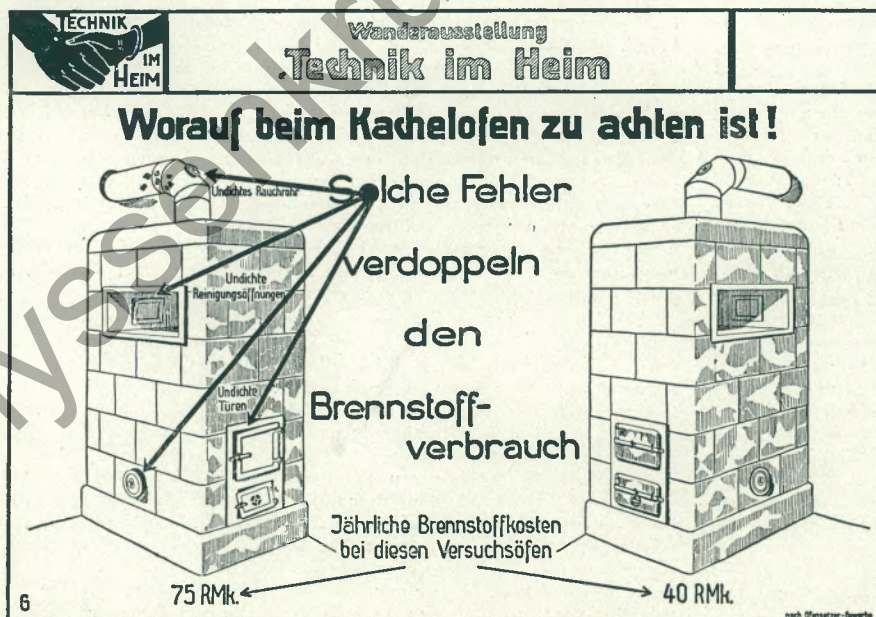
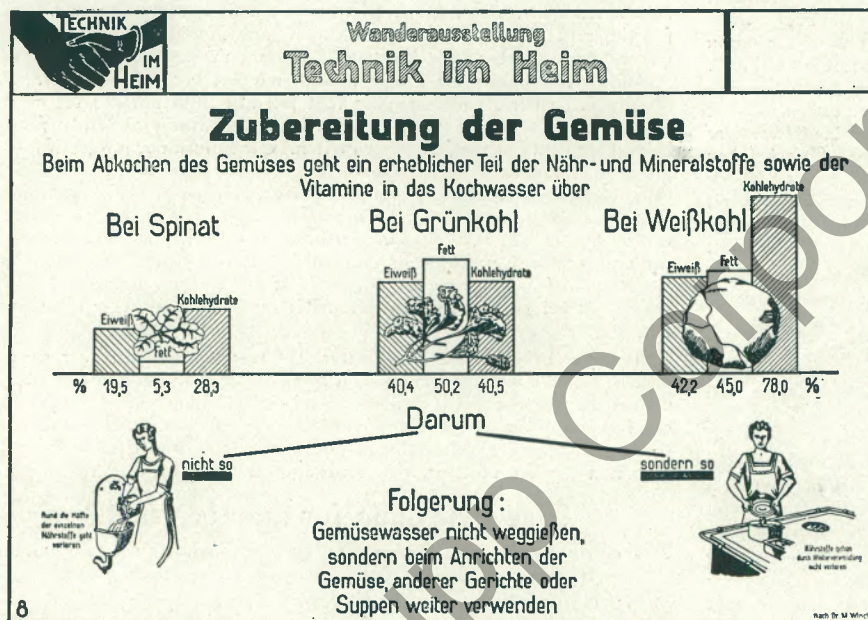
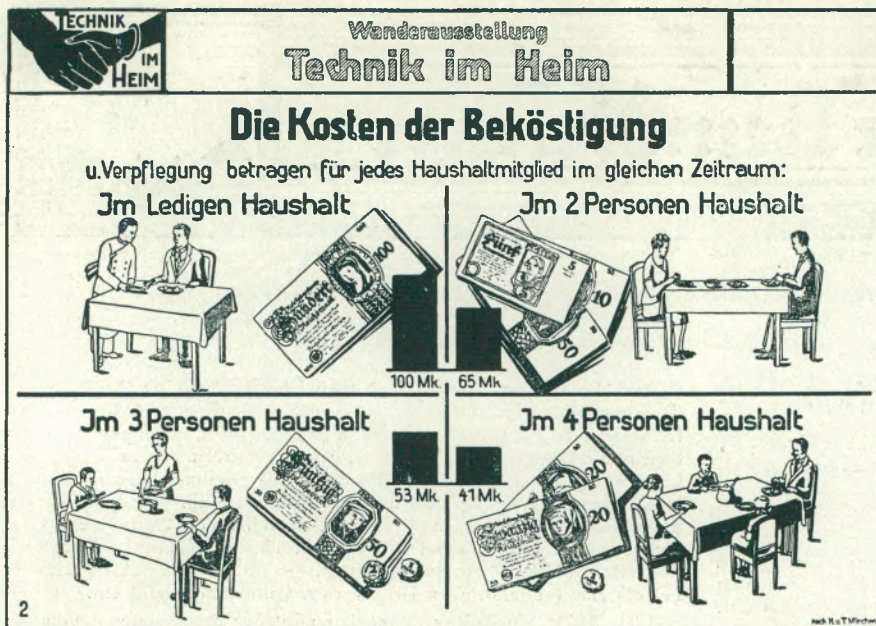
Die Technik trägt unser Leben. Wir haben aus der Erde Kali geholt, um die Fruchtbarkeit unserer Äcker zu erhöhen, Maschinen geschaffen, um unsere Arbeitskraft zu vertausfachen. Aber bei all dem haben wir uns bisher ganz einseitig in erster Linie von dem Gedanken leiten lassen, daß wir möglichst viele Güter erzeugen müssen, wenn alle genug haben sollen. Ob aber das Erzeugte auch richtig angewandt, ganz

ausgenützt, völlig seinem wirklichen Zweck zugeführt wird, darüber haben wir bisher — leider — nur wenig nachgedacht. Wir erzeugen mit ungeheurem Aufwand an geistigen und materiellen Mitteln zahlreiche Güter. Aber den Verbrauch vollziehen wir in einer Art und Weise, als ob wir Überfluß an allem hätten. Und am leichtsinnigsten gehen wir mit Gütern und Kräften im Alltag und besonders im Haushalt um, der allein rund 60 bis 80 Prozent des



gesamten Volkseinkommens verbraucht, also Werte von etwa 35 bis 50 Milliarden Mark im Jahr.

Während es selbstverständlich ist, daß wir ein einziges Elektrizitätswerk für eine ganze Stadt errichten, bauen wir noch heute Siedlungen mit einer großen Zahl zusammenhängender Wohnungen, in denen wir statt einer einzigen, aufs äußerste vervollkommenen zentralisierten Heizungsanlage für jedes Zimmer eine besondere Feuerung einrichten. Die Folge ist, daß die Hausfrau, die im Winter ihre Kohlen täglich zwei Treppen hoch tragen muß, allein für diese Arbeit



65 Stunden im Jahr verwenden und eine Leistung vollbringen muß, die einer sechsmaligen Vesteigung der Zugspitze gleichkommt — ganz abgesehen von wärmewirtschaftlichen Fragen. Oder: Während sich die Ingenieure bemühen, die Kosten der Gaserzeugung um Prozente oder Bruchteile davon zu verringern — bei der Gasfernversorgung, die in letzter Zeit auch die Öffentlichkeit stark beschäftigte, trat dies klar zutage —, haben wir es bisher völlig der Hausfrau überlassen, was sie im Haushalt (vier Fünftel der gesamten Gaserzeugung werden im Haushalt verbraucht) mit dem Gas beginnt. Die Folge davon war, wie durch neuere Versuche mit ziemlicher Sicherheit erwiesen ist, daß sehr viele Hausfrauen für eine bestimmte Leistung beim Kochen doppelt so viel Wärme verbrauchen, als eigentlich erforderlich. Und während wir heute z. B. bei der Herstellung unserer Stoffe ausschließlich Maschinen gebrauchen, müssen wir feststellen, daß die Reinigung unserer Wäsche in neunzig von hundert Haushaltungen nach demselben Verfahren, mühselig mit der Hand, geschieht, wie vor zweihundert Jahren!

Hieraus ergibt sich die wichtige Folgerung: Wir müssen der Rationalisierung der Gütererzeugung und des Verkehrs, die wir in der Vergangenheit mit so großem Erfolg durchgeführt haben, eine Rationalisierung des Verbrauchs und vor allem des Haushalts gegenübersetzen. Es genügt nicht mehr, daß wir die Technik „draußen“ in Industrie, Handel und Gewerbe planmäßig nutzbar machen; wir müssen die Technik in derselben Planmäßigkeit auch dem Haushalt dienstbar machen, den Kochtopf genau so zweckmäßig, nach technischen Grundsätzen gestalten wie das Flugzeug. Diese Forderung klingt vielleicht unseren Ohren heute noch lächerlich — in kurzer Zeit wird sie selbstverständlich sein.

Die Rationalisierung des Haushalts ist, wie die ganze Technik überhaupt, in erster Linie eine Angelegenheit der geistigen Einstellung. Aus diesem Grunde wird die Rationalisierung auch erst in dem Augenblick Wirklichkeit werden, wenn weitest Kreise der Bevölkerung den Grundgedanken erfasst haben: daß Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit im Verbrauch nicht einfach gleichbedeutend sind mit Einschränkung, sondern daß es darauf ankommt, den nutzlosen Verbrauch zu verhindern, die vorhandenen Mittel, Rohstoff, Kraft und Zeit, richtig auszuwerten. Um das Verständnis hierfür zu verbreiten, haben sich Ingenieure und Hausfrauen, die in führenden Verbänden Deutschlands zusammengeschlossen sind, zu gemeinsamer Arbeit vereinigt und eine Wanderausstellung „Technik im Heim“ geschaffen. Diese Wanderausstellung, die demnächst in zahlreichen größeren Städten vorgeführt wird, sei der eingehenden Beachtung aller Hausfrauen empfohlen.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Vererbung erworbener Eigenschaften.

Aus einem Artikel von Prof. Dr. med. R. Fetscher in „Die Umschau“,
Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik, Frank-
furt a. M.

Immer wieder tauchen in den verschiedensten Zeitschriften Berichte auf, welche als Beweis für die Vererbung erworbener Eigenschaften geltend gemacht werden. Bei näherem Zusehen stellt sich aber regelmäßig heraus, daß die Beobachtung nicht alle erforderlichen Bedingungen erfüllt. Ein typisches Beispiel dafür liefert sogar ein so verdienstvoller Forscher wie Brandt, der mitteilt, daß ein reinrassiges Forterrierpärchen mit gestuhtem Schwanz unter zwölf Jungen sieben stummelschwänzige hervorgebracht habe. Er deutet dies als Vererbung der bei den Eltern künstlich erzeugten Stummelschwanzigkeit. Dieser Schluß ist aber unzulässig: Das Erbbild, d. h. die Summe aller Erbanlagen, muß sich nicht mit dem Erscheinungsbild, der Summe aller äußerlich erkennbaren Merkmale, decken. Es ist deshalb in dem genannten Beispiel durchaus möglich, daß die Elterntiere eine Erbanlage zu Stummelschwanzigkeit besaßen haben. Erst bei den Jungen war durch das Zusammentreffen gleichartiger Anlagen von beiden Seiten her die Möglichkeit der Manifestation von Stummelschwanzigkeit gegeben. Die scheinbar „reine“ Rasse ist also nicht in allen Merkmalen reinerbig gewesen: dies ist eine allen Züchtern bekannte häufige Erscheinung.

Wir wissen, daß Änderungen des Erbgutes ohne erkennbare äußere Ursache (sog. Mutationen) gar nicht so selten eintreten. E. Baur wies z. B. nach, daß in seinen Löwenmaulzuchten in 10 Prozent der Fälle Mutationen entstanden, die erst durch Kreuzungsanalyse feststellbar waren.

Bisher hat kein einziger Versuch, der mit der nötigen Vorsicht vorgenommen wurde, einen Beweis für die Vererbung erworbener Eigenschaften erbracht. Beim Menschen liegen die Dinge nicht anders. Es würde sich aber lohnen, bei allen Kriegsverstümmelten die Nachkommenschaft zu untersuchen und festzustellen, in welchem Prozentsatz Mißbildungen bei den vor der Verletzung des Vaters gezeugten Kindern gegenüber den nach der Verstümmelung gezeugten vorhanden sind. Gibt es eine Vererbung erworbener Eigenschaften, dann müßte eine Differenz nachzuweisen sein.

Bedenken wir übrigens die unabsehbaren Folgen einer solchen Labilität der Erbstruktur des Menschen! Wir müßten ja als Folge der Vererbung erworbener Eigenschaften, auch wenn sie nicht regelmäßig eintreite, eine beträchtliche Zunahme angeborener Krüppelhaftigkeit erwarten und, da in jeder Generation Verstümmelungen gar nicht selten sind, eine unaufhaltsame Degeneration der ganzen Menschheit. Man käme dann folgerichtig zu der Forderung, alle Verstümmelten von der Fortpflanzung auszuschließen. Allerdings eröffneten sich auch Ausblicke für eine bequeme Form der Regeneration, denn es müßte dann wohl auch der Wernersfolg der Eltern den Kindern durch Vererbung zugute kommen. Es wäre eben auch das Erbgut „erziehbar“. Daß eine derartige Auffassung unhaltbar ist, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß jedes Kind die Sprache neu erlernen muß und nicht den bescheidensten Wortschatz mit auf die Welt bringt, obwohl die Sprache eine sehr alte Erwerbung des Menschen darstellt. Nicht einmal einen Hinweis darauf haben wir, daß das Kind vielleicht gegenwärtig schneller sprechen lernt als in früheren Zeiten.

Wir kommen nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens zu der Auffassung, daß erworbene Eigenschaften keinen Einfluß auf das Erbgut haben. Dennoch sind die Erbanlagen nicht absolut star. Wir sind sehr wohl in der Lage, durch unmittelbare an den Keimzellen angreifende physikalische und chemische Einflüsse die Erbstruktur zu verändern, ohne allerdings die Richtung der Änderung bestimmen zu können. P. und O. Hertwig konnten durch Röntgenstrahlen u. a. Samenzellen des Frosches so weit schädigen, daß zwar Befruchtung eintrat, aber mißbildete Embryonen erzeugt wurden. Stoddard ließ Meerschweinchen Alkoholdämpfe einatmen und hielt sie so in einem Zustande ständigen Alkoholismus. Das Ergebnis war Übersterblichkeit unter den Würfen und ergebnislose Paarungen, so daß aus 41 Paarungen nur 14 lebende Junge hervorgingen, während 90 Paarungen gesunder Tiere 99 Junge ergaben. Bemerkenswert und für unsere Betrachtung ausschlaggebend ist es, daß in den folgenden Generationen, die nicht mehr alkoholisiert wurden, Mißbildungen und Übersterblichkeit bestehen blieben.

Auch bei weißen Mäusen fand man Übersterblichkeit und ergebnislose Paarungen als wesentlichste Folge der Alkoholisierung. Die Übersterblichkeit unter den Jungen war auch dann zu verzeichnen, wenn gesunde Weibchen mit alkoholisierten Vätertieren gepaart wurden. Daraus folgt, daß Schädigung des Samens die Ursache der Erscheinung sein muß, da ja direkte Fruchtsschädigung nicht in Frage kommen kann. Für den Menschen sind glatte Beweise noch nicht erbracht, wenngleich die Befunde von Simmonds und Bertholts bei Säugern in einem erheblichen Prozentsatz Rückbildung des Hodengewebes zeigten. Ich möchte mit Venz den Alkohol als eine der wichtigsten Ursachen der Entartung bezeichnen.

Blei, Arsen, Quecksilber, Phosphor usw. sind der Keimschädigung verdächtig. Ein Gleiches gilt von Nikotin; G. Unbehaun hat bewiesen, daß Veränderungen an den Eierstöcken durch Tabak eintreten können. Ausföhrlicher ist die Wirkung von Röntgen- und Radiumstrahlen erforscht, mit welchen in vielen Experimenten Mutationen erzeugt wurden. Für den Menschen liegen hier die Dinge ähnlich wie bei der Alkoholfage. Die Möglichkeit einer Keimschädigung läßt sich mit Rücksicht auf die experimentellen Erfahrungen nicht leugnen, nur der Nachweis einer solchen beim Menschen stößt auf Schwierigkeiten. Sie können nur auf statistischem Wege überwunden werden. Man sollte aber schon jetzt mit der Röntgenbestrahlung recht vorsichtig verfahren. Es scheint weiterhin nicht ausgeschlossen, daß auch abnormes Klima Erbänderung zu bewirken vermag. Etiebe konnte weiße Mäuse durch zehntägige Einwirkung einer Temperatur von 37 Grad unfruchtbar machen und entsprechende Veränderungen der Keimdrüsen erzeugen. Damit gewinnt die Vermutung, daß Tropenaufenthalt bei Europäern Unfruchtbarkeit erzeugen könne, eine experimentelle Stütze.

Abnorme Lebensweise, insbesondere Lichtmangel, angestrengte geistige Arbeit, schwere seelische Erregungen können nach den Beobachtungen von Etiebe Unfruchtbarkeit bewirken. Daß Maff, aber auch Hunger, die gleichen Erscheinungen hervorrufen können, ebenso allein Vitaminmangel, sei kurz angemerkt, wenn auch für Veränderungen durch solche Einflüsse noch kein Beweis vorliegt, von Etiebe sogar ausdrücklich verneint wird.

Was Erziehung für mich bedeutet?

Aus einem Artikel von John Erskine, Professor an der Columbia-Universität, in „The American Magazine“, New York.

Die Phrase „Erziehung für Erwachsene“ bedeutet für allzubiele von uns eine Art Hilfsaktion für jene Benachteiligten, denen in ihrer Jugend keine angemessene Erziehung zuteil wurde. Wir vergessen dabei, daß diejenigen, die es in der Welt zu etwas gebracht haben, niemals aufhören, sich weiterzubilden.

Die Frage, wie man die Mußezeit, die uns die mittleren Lebensjahre bescheren, genießen soll, ist eine individuelle Angelegenheit, aber die meisten von uns werden wohl vier Dinge brauchen: Zunächst einige Kenntnisse in der Geschichte der menschlichen Rasse, und zwar nicht nur eine Liste von Herrschern, Daten oder Schlachten. Oft hatten wir den Wunsch, zu erfahren, wie dieses und jenes in der Form, wie es heute besteht, zustande kam; wir haben den allgemeinen Grundsatz gelernt, daß die meisten Dinge im großen und ganzen durch ihren Ursprung oder ihre „Vorgänge“ erklärt werden können. Aber gerade, weil dieser Grundsatz so allgemein ist, wissen wir nicht, wo wir mit dem Studium beginnen sollen. Der Versuch, die ganze Vergangenheit zu meistern, erscheint aussichtslos.

Wir sollten nicht mit der Vergangenheit, sondern mit der Gegenwart beginnen. Den Anfang sollte dasjenige Ereignis bilden, über welches wir etwas erfahren möchten. Zunächst sollten wir etwas Allgemeines darüber lesen und dann, wenn unser Interesse anhält, zu den Einzelheiten übergehen.

Angenommen, wir sprächen im Augenblick über China und möchten über dieses Land und seine Bewohner genaue Einzelheiten wissen. Da wir in der Schule nichts über die chinesische Geschichte gelernt haben, sind wir zu einem Verstehen der heutigen Zeitungen schlecht vorbereitet. Aber in einem guten Lexikon finden wir etwas über den Zeitabschnitt der Geschichte, der uns gerade interessiert. Die kurze Abhandlung zeigt uns in kurzen Umrissen, was sich ereignet hat, wo und wann. An ihrem Schluß finden wir Quellenangaben — Bücher oder andere Dokumente —, die ihr als Unterlagen gedient haben. Wenn wir diese Bücher lesen, finden wir darin Hinweise auf die Quellen, die zu ihrer Information gedient haben, und diese

Quellen führen uns zuletzt zu den ursprünglichen Dokumenten. Jeder, der dieses Programm bis zum Ende verfolgt, wird alles, was über den Gegenstand bekannt ist, beherrschen. Zwischendurch wird sein Interesse für andere geschichtliche Ereignisse geweckt werden, und auch hier wird er zunächst den oberflächlichen, kurzen Bericht lesen und schließlich die grundlegenden Aufzeichnungen.

Die wenigsten von uns werden, aus Energie- und Zeitmangel, mit solcher Gründlichkeit verfahren, aber dies ist die grundsätzliche Methode, und sie steht jedem, der lesen kann, zur Verfügung.

Es ist wunderbar, wieviel man durch die Gewohnheit ständigen Lesens erreichen kann. Viele Geschäftsleute in Amerika haben sich, trotzdem sie nur über kurze Mußzeit verfügen, große Geschichtskenntnisse erworben. Sie nutzen sogar die kürzesten Zwischenpausen des Tages regelmäßig durch Lesen aus. Derjenige, der da glaubt, er werde eines Tages über reichlichere Zeit verfügen, um seinen Geist zu bilden, wird wahrscheinlich ungebildet ins Grab sinken.

Nächst dem Wunsch, Geschichte zu lernen, möchten wir unsere Kenntnisse in der Geographie vervollständigen, nicht nur der Landkarte, sondern der gegenwärtigen Verteilung der Rassen und Völker, der wirtschaftlichen Hilfsquellen und Tendenzen der Politik und Ideale. Die Zeitungsnachrichten aus aller Welt erregen unsere Wissbegierde für andere Länder und Völker.

In ähnlicher Weise wie Geschichte kann man das Studium der Geographie betreiben, nur werden wir unser Material, da es sich um heutige Verhältnisse handelt, eher in wertvollen Zeitschriften als in älteren Lexika finden.

Wir lesen vom Balkan, von Rußland, von Indien, von Afrika; wir erfahren aus den Zeitungen, daß das Britische Reich sich in eine Gemeinschaft von Nationen umgewandelt hat. Alles dieses sollte unsere Neugierde wecken und tut es wohl auch. Aber auch hier hält uns vielleicht ein Mangel an Mut zurück. Das Thema erscheint uns zu ausgedehnt, zu schwierig, als daß wir es ohne Anleitung meistern könnten.

Und doch bringen viele große Zeitungen die Titel der neuesten Bücher über die internationale Politik der Jetztzeit. Wir brauchen nur mit dem Buch anzufangen, das unsere Aufmerksamkeit am meisten erregt. In ihm werden wir Hinweise auf andere Bücher und andere Artikel finden, die uns zu weiteren Informationen und Quellenangaben führen.

Nachdem wir uns mit Geschichte und Geographie befaßt haben, wird unser Interesse für die Lebensanschauungen unserer Zeit geweckt sein. Der erwachsene Mensch akzeptiert nicht ohne weiteres diejenige Philosophie, die gerade modern ist, er sucht sie auch zu verstehen. — Heute ist wohl die herrschende Philosophie eine wissenschaftliche. Aber hier stoßen wir auf dieselbe beunruhigende Tendenz wie bei den theologischen Philosophen. Wir sind wohl willens, einer wissenschaftlichen Philosophie zuzustimmen oder aus ihren Errungenschaften Nutzen zu ziehen, aber selten befeelt uns der Wunsch, zu erfahren, was Wissenschaft ist, oder einen wissenschaftlich geschulten Geist anzustreben.

Wieder ist hier die beste Methode, die Handbücher nach der Lebensgeschichte der großen Wissenschaftler, wie z. B. Darwin und Pasteur, zu befragen, darauf die in diesen Abhandlungen erwähnten wichtigsten Biographien zu lesen und dann auf die Lebensgeschichten anderer Wissenschaftler überzugehen.

Schließlich wird man das Bedürfnis haben, eine gewisse Festigkeit in den Dingen, die man die Künste und Wissenschaften des Lebens nennen könnte, zu erwerben. Natürlich ist es schwieriger, sich in einer Kunst auszuzeichnen, wenn man spät beginnt, als wenn man in der Kindheit damit anfängt. Aber da wir unser Leben nur einmal leben, wäre es absurd, damit nicht zu beginnen, sobald es uns dazu drängt, ohne Rücksicht auf unser Alter. Die Art der Kunst, die wir ausüben können, wird vielleicht nicht einer großen Menge gefallen und uns keinen Ruhm und Reichtum einbringen; aber das ist auch wohl gar nicht unsere Absicht, wenn wir in reiferen Jahren versuchen, uns weiter auszubilden, um unser Leben reicher zu gestalten. Der Hauptwert des Suchens nach einem eigenen Ausdruck ist der, daß man seinen eigenen Geschmack kennenlernt. Wenn man zu malen beginnt, entdeckt man plötzlich, daß gewisse Dinge das Auge mehr erfreuen als andere. Und bevor man nicht mit dem Tanzen oder Musizieren beginnt, war man sich seiner Neigungen in dieser Hinsicht wahrscheinlich nicht bewußt.

In einer Hinsicht hat derjenige, der Künstler aus Liebhaberei ist, einen großen Vorteil vor dem Künstler von Beruf. Der Berufsmaler kann sich nur in beschränkten Grenzen betätigen: er kann Bilder malen und sie in Galerien ausstellen oder an Privatleute verkaufen. Aber der Amateur kann so originell sein, wie er will. Er kann seine Kunst in seiner eigenen bescheidenen Weise ausüben. Er kann Bilder malen oder die Möbel bemalen, oder, wenn seine Frau es ihm erlaubt, die Wände dekorieren. Kurzum, warum sollte ein Mensch, den es dazu drängt, sich in einer Kunst zu betätigen, nicht sofort damit beginnen, ganz gleich, wie alt er ist?

Natürlich meine ich damit nicht, daß diejenigen, die keine Stimme haben, ihre Mitmenschen mit ihrem Gesange foltern sollen, oder daß diejenigen, die nicht malen können, die Welt verunzieren sollen. Gesunder Menschenverstand und ein wenig Humor setze ich voraus. Ich will nur sagen, daß, wenn Menschen in mittleren Jahren das Bedürfnis nach erhöhter Bildung haben, um die noch vor ihnen liegenden Jahre reicher zu gestalten, sie dieser Bildung leichter teilhaftig werden können, als die meisten von ihnen annehmen.

Die römische Frage.

Aus einem Artikel von Sisley Huddleston, Pariser Korrespondent einer Bostoner Zeitung in „The New Statesman“, London.

Man kann die diplomatischen Vorteile, welche Italien aus der Regelung der römischen Frage erwachsen, leicht einsehen, aber nicht so leicht fällt es einem, vorbehaltlos die Behauptung zu akzeptieren, daß der Papst jetzt insofern sein werde, die weltlichen Angelegenheiten wie nie zuvor zu beeinflussen. Niemand, der mit Aufmerksamkeit die Tätigkeit des Vatikans seit dem Kriege verfolgt hat, kann über den neuen Geist, der die Kirche belebt, im Zweifel sein. Eine Anzahl Länder, die es früher ablehnten, einen päpstlichen Nuntius aufzunehmen, haben ihre Beziehungen zum Vatikan erneuert und betreiben in Rom das, was die Franzosen eine „Politik der Anwesenheit“ nennen. In Frankreich, das einen langen Kampf mit dem Vatikan geführt hat, haben außerordentliche Veränderungen stattgefunden. Nach der Proklamation der Dritten Republik waren die Klerikalen die Alliierten der Monarchisten, und Republikaner, wie Gambetta, betrachteten den Klerikalismus als Feind. Der Streit zwischen Frankreich und dem Vatikan war ebenso akut wie der Streit zwischen Italien und dem Vatikan.

Nach der Nachkriegsveröhnung jedoch waren wir überrascht, den neu ernannten päpstlichen Nuntius in Frankreich in seiner Eigenschaft als Doyen des diplomatischen Korps die internationale Politik Briands loben zu hören. Der dem französischen Parlament vorliegende, von Briand ausgearbeitete Vorschlag, der eine Restitution des kirchlichen Eigentums vorsieht und katholische Missionsgesellschaften ermächtigt, sich in Frankreich niederzulassen, ist ein weiterer Beweis des französischen Wunsches, mit dem Vatikan zusammenzuarbeiten. Als Herriot 1924 den Kirchenstreit wieder aufleben zu lassen versuchte, wurde er bald gewahrt, daß er gegen den Wind segelte, und der Feldzug wurde unterdrückt. Diese Woche bemühte er sich, zu erklären, daß er niemals beabsichtigte, die religiöse Empfindlichkeit der Gläubigen durch die schroffe Einführung des im übrigen Frankreich vorherrschenden Systems des weltlichen Unterrichts zu verletzen; und er steht jetzt auf seinen Poincarés, der die Klerikalen zu versöhnen sucht, während er sich den Autonomisten im Elsas widersetzt.

Dies sind nur einige Anzeichen eines wohlüberlegten Plans, den Vatikan in die diplomatischen Tendenzen Europas zu verstricken. Die alte Ansicht, daß Klerikalismus gleichbedeutend sei mit Reaktion, wird über Bord geworfen. Die schlagendste Offenbarung der neuen Ordnung der Dinge ist vielleicht der erbarmungslose Krieg, den der Vatikan gegen die Action Française, die Royalistenpartei Frankreichs, führt. Ein großer Prozentsatz der Royalisten ist römisch-katholisch, und obgleich dies schon seit vielen Jahren der Fall ist, hat der Vatikan erst jetzt die Action Française verdammt. Instruktionsgemäß verweigern die französischen Bischöfe den frommsten Katholiken, die sich nicht von der Action Française losgesagt haben, ein kirchliches Begräbnis. Die Royalisten können sich nicht kirchlich trauen lassen, ihre Kinder können nicht kirchlich getauft werden, und sie werden nicht zur Kommunion zugelassen, wenn sie sich nicht vollständig von der Bewegung trennen. Die Kirche in Frankreich ist jetzt durchaus republikanisch und mißbilligt den Nationalismus ausdrücklich.

Es ist klar, daß diese Ereignisse eng verknüpft sind mit dem zwischen der italienischen Regierung und dem Vatikan soeben getroffenen Übereinkommen.

Schon hört man Äußerungen, daß Mussolini außerordentliche Vorteile aus diesem Abkommen ziehen wird. Zunächst wird sich in seinem eigenen Lande sein Ruhm mehren. Seine Vorgänger haben vergeblich eine Beilegung der römischen Frage herbeizuführen gesucht. Es blieb dem Faschismus vorbehalten, auf diesem Gebiete einen Sieg zu erringen. Die katholischen Kräfte sind mit den Mächten des Faschismus ausgeöhnt. Aber außerhalb Italiens mag diese Ausöhnung unvorhergesehene Folgen haben. Das Berliner Tageblatt deutet an, daß die italienischen Missionare mit der katholischen Propaganda im nahen Osten beauftragt werden und daß der französische Einfluß darunter leiden wird. Ein solcher Gedanke stand bereits hinter der Forderung der französischen Regierung nach Errichtung einer Zentrale für katholisches Missionswesen in Frankreich, in welchem die französischen Missionare, die jetzt nicht vorhanden sind, ausgebildet werden könnten. Unzweifelhaft kann die „Annäherung“ zwischen Vatikan und Quirinal italienische Pläne fördern. In den Balkanländern und in Mitteleuropa und wo immer sonst Italien sich in Rivalität mit Frankreich zu befinden glaubt, mag ihm die Freundschaft des Vatikans von Wert sein.

Es erhebt sich noch die Frage, ob der Vatikan Mitglied des Völkerbundes werden kann. Der Völkerbund ist ein Bund von Nationen. Ist der Vatikan jetzt ein Staat? Vielleicht würde der Vatikan eine besondere und schwerwiegende Stellung im Völkerbund einnehmen. Gegenwärtig ist der Einfluß Frankreichs bemerkenswert. Wird er es immer bleiben? Die Beziehungen Italiens und des Vatikans sind unvermeidlicherweise besondere. Wenn sie für immer ausgeöhnt sind, wird die römisch-katholische Kirche in Versuchung geraten, ihren Beschützer als Instrument ihrer eigenen Politik zu gebrauchen; oder Italien wird versuchen, die schon stark italienisierte römisch-katholische Kirche als Instrument seiner nationalen Politik zu benutzen. Im großen und ganzen scheint es, daß Mussolini aus diesen in die Länge gezogenen Unterhandlungen als Sieger hervorgeht; aber ob sein Triumph dem Weltfrieden und der internationalen Verständigung zugute kommt, ist noch sehr die Frage.



Der elektrische Strom als Werkstoffprüfer. — Von der Notwendigkeit einheitlicher Meßmethoden. — Das magnetische Stahlband als Tonfilm. — Maschinelle Kartoffelernte. — Ein neuartiger Motorbootantrieb. — Druckluft als Feuerlöschmittel.

Bei der Prüfung der Werkstoffe, insbesondere der Metalle, wird es als ein großer Nachteil empfunden, daß man bei dieser Prüfung der mechanischen Eigenschaften die Werkstücke selbst zerstören muß. In den nicht geprüften Stücken können dann immer noch Ungleichmäßigkeiten sein, die zu Verschlechterung der Eigenschaften und damit, besonders bei den Verkehrsfahrzeugen, zu Unglücksfällen führen können. Als Ideal schwebt vielen ein Verfahren vor, das es gestattet, gleichsam in den Werkstoff hineinzusehen. Die Röntgendurchleuchtung, auf die man eine Zeitlang Hoffnungen setzte, ist aber für eine allgemeine Anwendung zu teuer und auch nur für kleine Querschnitte anwendbar. In Amerika hat man nun bei der Schienenprüfung ein Verfahren erprobt, welches auf dem Gedanken beruht, daß der elektrische Strom in einem gleichmäßigen Material gleichmäßig fließt, durch Schlackeneinschlüsse, durch Blasen oder Risse dagegen Ungleichmäßigkeiten hervorgerufen werden, die durch Verstärker wahrnehmbar gemacht werden können. Die Ergebnisse dieser Schienenprüfung werden auf einem Papierstreifen aufgetragen, ähnlich wie es bei dem Prüfwagen der Deutschen Reichsbahn mit den äußerlichen Daten der Schienenlage geschieht. Der Vereinigung amerikanischer Eisenbahnen stehen zwei solcher Wagen zur Verfügung, mit denen bereits eine große Anzahl gefährlicher Schienenrisse festgestellt werden konnte. Auf dem Wagen ist ein Stromerzeuger, der den Strom durch 1 Meter voneinander entfernte Bürsten durch die Schiene schickt. Ein Nachteil des Verfahrens ist, daß alle Ungleichmäßigkeiten zwischen der stromdurchflossenen Schienenstrecke und den Bürsten registriert werden, also auch die der Oberfläche. Das Ergebnis ist also vieldeutig; es ist daher eine ergänzende Prüfung der Oberfläche notwendig. Einleuchtend ist, daß an den Erzeugungsstätten das Verfahren mit besserem Erfolg anzuwenden ist, weil die durch den Betrieb hervorgerufenen Oberflächenveränderungen fortfallen. Es ist auch klar, daß die sofortige Feststellung der Fehlstellen der Fabrikation wertvolle Aufschlüsse zu geben vermag, so daß man auf diesem Wege dem Ziel, Erlangung unbedingt zuverlässiger Werkstoffe, ein großes Stück näherkommen würde.

Kast scheint es, als wäre für die elektrische Meßtechnik alles möglich. Es ist das zurückzuführen auf die Anwendung des Verstärkers, der vielleicht ebenso weittragende Ummächtigungen hervorgerufen wird wie in Biologie und Medizin das Mikroskop, mit dem der Verstärker in Parallele zu stellen ist.

Die Vieldeutigkeit der obigen Meßmethode macht sie für den praktischen Betrieb wohl verwertbar, aber wir brauchen andererseits eindeutige Meßmethoden. Wie das Kuratorium der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in einer Petition an den Hauptausschuß des Reichstages über den notwendigen weiteren Ausbau dieser Anstalt darlegt, fehlen diese Methoden jedoch auf vielen Gebieten, wie z. B. in der Gasfernleitung, in der Fernheizung, in der Hochspannungstechnik. Wenn die Grundlagen für die Messung unbestimmt sind und die Beanspruchungen vom einen höher, vom anderen niedriger angegeben werden, weil niemand sie genau festzustellen vermag, so entsteht in einem Staate, der so auf das technische Leben eingestellt ist wie der unsere, eine Unsicherheit, — so betont die Denkschrift —, die der Unsicherheit des Handels in den Zeiten entspricht, in denen in jeder Stadt ein anderes Maßsystem bestand. Es wird daher gefordert, daß der Staat, wie er dies seit alter Zeit bei den Längen- und Hohlmaßen sowie den Gewichten tut, auch weiterhin die Grundlagen der Messungen und ihrer Methoden bestimme und dafür die für diesen Zweck geschaffene Physikalisch-Technische Reichsanstalt weiter ausbaue. Vordringlich sind ein Wärme- und ein Hochspannungslaboratorium, weil hier das, was technisch geschieht, dem, was wir messen können, am weitesten voraus ist. Eine ungewöhnliche Illustration der Schnelligkeit unseres Fortschreitens im Reich der Technik!

Die bisherigen Verfahren des Tonfilms gehen zurück auf zwei Grundprinzipien: die Eingravierung des Tones durch eine Nadel auf den Filmstreifen oder eine Schallplatte und die photo-elektrische Methode, bei der Tonunterschiede als Helligkeitsunterschiede festgehalten und über elektrische Stromstöße in einer Photozelle wieder in Töne zurückverwandelt werden. Als Drittes tritt nun ein im Prinzip viel einfacheres Verfahren auf den Plan: das elektromagnetische. Hier rufen die Töne zunächst Stromstöße in zwei starken Elektromagneten hervor, zwischen denen ein dünnes Stahlband hindurchläuft. Je nach der Intensität des Tones wird

dies Stahlband verschieden stark magnetisch. Führt man das Band dann an einer empfindlichen Membran vorbei, so werden, ähnlich wie im Telephonhörer, Schwingungen erzeugt, die sich verstärken lassen bis zu der gewünschten Tonstärke. Es ist also keine komplizierte Apparatur erforderlich, keine Entwicklung des Bandes. Aber der große Nachteil ist: man hat einen Bildfilm und einen Tonfilm; der Vorteil, beide auf demselben Streifen nebeneinander zu haben und so verwinkelte Gleichlaufvorrichtungen vermeiden zu können, gab ja dem komplizierten optischen Verfahren das Übergewicht. Fraglich ist auch, ob sich die unterschiedliche Magnetisierung des Stahlbandes nicht verwirklicht, besonders beim Aufrollen des Bandes. Andererseits ist oft bei technischen Erfindungen zu beobachten, daß man die einfachsten Gedanken erst zuletzt verwirklichen kann, und der Tonfilm ist noch zu jung, um eine übersichtbare Entwicklung zu haben; deshalb darf man an dem Verfahren nicht vorübergehen.

Wir ernten in Deutschland jährlich 30 bis 40 Millionen Tonnen Kartoffeln. Die Hauptarbeiten und damit natürlich die Hauptkosten beim Kartoffelbau entfallen auf die Kartoffelernte. Selbst wenn wir nicht den Mangel an Landarbeitern hätten, müßten wir daher versuchen, die Kosten durch Kartoffelerntemaschinen zu verringern. Um so mehr, als die Zeit der Kartoffelernte häufig durch Frost gefährdet ist. Bereits für die diesjährige Ernte hofft man nun eine Reihe von Versuchsmaschinen für diesen Zweck einsetzen zu können. Nachdem durch Schlagkreuze das Kartoffelkraut zer schlagen und gestreut worden ist, werden mehrere der Erddämme mit den Wurzelnestern der Kartoffeln über eine Schär auf einen Förderrost gebracht, wo die Erde abgeseiht wird. Zur Beseitigung feuchten Bodens ist das Sieb in mehrere Stufen unterteilt, oder es wird ein Rührwerk vorgeesehen. Man hofft durch die Maschinen eine Verbilligung der Kartoffelernte um etwa ein Drittel erreichen zu können. Bereits bei Anbauflächen von einigen Hektar ist die Wirtschaftlichkeit der Maschinen gegeben. Durch die steigende Verwendung von Maschinen aller Art in der Landwirtschaft gewinnt dort der Typ des gelernten Arbeiters zunehmende Bedeutung, der ähnlich wie der Facharbeiter der Industrie einen festen, gehobenen Stamm darstellen wird.

Auf der vom 4. bis 21. Mai in Potsdam stattfindenden 5. Wassersportausstellung wird ein auf dem Bodensee bereits erprobtes Motorboot mit neuartigem Antrieb, einem Propeller mit schwingenden Schaufeln, vorgeführt. Dieser Voith-Schneider-Propeller übernimmt sowohl Antrieb wie Lenkung des Bootes. Das ist dadurch zu erreichen, daß der am Heck angebrachte Rotor mit den um ihre senkrechte Achse frei beweglichen Schaufeln um eine senkrechte Hauptachse schwenkbar ist. Es fallen also Steuerruder usw. weg. Die Schwenkung des Rotors erfolgt durch einen hydraulischen Servomotor; während der Antriebsmotor mit Vollgas und konstanter Drehzahl weiterläuft, läßt sich das Fahrzeug in Bruchteilen von Sekunden auf „rückwärts“ bringen. Mit der verbesserten Manövrierfähigkeit ist noch eine Erhöhung des Wirkungsgrades verbunden. Diese ergibt sich aus der selbsttätigen Einstellung der Schaufeln, so daß sie während ihres ganzen Umlaufs immer hydraulisch günstig angeordnet werden. An sich ist die beschriebene Konstruktion nicht die erste ihrer Art, aber die erste mit drehbaren Schaufeln, eine Anordnung, die im Wasserbau durch die mit drehbaren Laufradschaufeln ausgestattete Kaplan turbine trotz anfänglicher Bedenken zu großen Erfolgen geführt hat. Das in Berlin gezeigte 13 Meter lange Probefahrzeug ist mit einem 65-PS-Maybach-Motor ausgestattet.

Feuer und Wasser sind die feindlichen Elemente; deswegen ruft der Mensch das Wasser gegen das Feuer auf. Aber auch das Wasser verursacht bei dem Kampf noch so großen Schaden, daß sich der Mensch nach anderen Bundesgenossen umsieht. Er fand sie zwar recht spät in nichtbremsbaren Gasen und Flüssigkeiten. Neue französische Versuche haben nun gelehrt, daß es möglich ist, die sich freudlichen Elemente Feuer und Luft gegeneinanderzuheben und das Feuer zu löschen durch Anwendung von Druckluft. Auch bei der Bekämpfung von Ölbränden, wo das Wasser seine Hilfe bekanntlich versagt, hat man die Luft als Bundesgenossen gewonnen: brennende Ölbehälter löst man in Amerika mit Erfolg, indem man durch Entzündung von Sprengstoff eine Luftdruckwelle erzeugt. Die Kerzen und Lampen blies man immer aus; aber erst die Maschinen liefern uns die großen Kräfte, die der menschliche Brustkasten nicht hergeben kann.

Kultor.

V/42

40 Jahre Eiffelturm.



Der Eiffelturm im Bau.

(Aus „Le Génie Civil“, Paris 1888.)

Hohn überschüttet. Selbst aus den Kreisen der Nichttechniker kamen zahlreiche Einsprüche. Einer der bemerkenswertesten stammte von einer Reihe der angesehensten, damals in Paris ansässigen Künstler und Schriftsteller, unter denen nur Charles Gounod, Victorien Sardou, Alexandre Dumas, François Coppé und Guy de Maupassant genannt seien.

„Ohne in Übereilung und Übertreibung zu verfallen, dürfen wir es laut hinausrufen, daß Paris eine Stadt ist, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Die Seele Frankreichs, Schöpferin von Meisterwerken, leuchtet aus dieser erhabenen, in Stein gehauenen Blütenfülle hervor. Wollen wir denn alles dies entweihen lassen? Wird denn die Stadt Paris in Zukunft sich dem Schrullenhaften verbünden, den kaufmännischen Plänen eines Maschinenbauers, um sich zu entstellen und entehren? Es genügt übrigens, um sich von dem, was wir behaupten, Rechenschaft zu geben, sich einmal einen schwindelhaft lächerlichen Turm zu denken, der, einem riesigen schwarzen Fabrikshornstein gleich, Paris überragt, mit seiner rohen Masse Notre-Dame, Saint-Chapelle, den Turm Saint-Jacques, das Louvre, den Invalidendom, den Triumphbogen erdrückt, alle unsere Denkmäler erniedrigt, alle unsere Architekturen verkleinert...“ So ungefähr lauteten die etwas schwülstig aufgemachten Tiraden der damaligen Intellektuellen, die aber vom Minister für Handel und Gewerbe in seiner Eigenschaft als Generalkommissar der Ausstellung abschlägig beschieden wurden mit dem Hinweis, daß einmal der Bau des Turmes seit einem Jahre beschlossen und daß mit den Gründungsarbeiten bereits begonnen sei. Infolgedessen käme der Einspruch reichlich spät. Außerdem sei die Form des Turmes schön, wie die Tatsachen beweisen würden.

Ein weiterer Einspruch stützte sich auf die durch einseitige Bestrahlung der Sonne bewirkte Ausdehnung der beschienenen Teile. Bei einer bloßen Annahme von 1 mm Ausdehnung je Höhenmeter würde sich der Turm um 30 cm neigen und natürlich nach erfolgter Abkühlung wieder in seine ursprüngliche Lage zurückkehren. Diese beständige Hin- und Herbewegung würde mit der Zeit sicherlich eine Lockerung der Verbindungsbolzen zur Folge haben. Daneben bestände die Gefahr der Senkung der Fundamente. Welche furchtbare Wirkung dadurch hervorgerufen werden könne, wäre unabsehbar.

Alexandre Gustave Eiffel (1832 bis 1923), der Vater des kühnen Bauplanes, der auf Grund seiner Berechnungen allen Einsprüchen die Stirn bot, war damals schon bekannt als Eisenbaufachmann, der eine Reihe von großen Brücken, Ausstellungs- und Bahnhofshallen mit größtem Erfolg, zum Teil nach neuen, eigenartigen Verfahren, erbaut hatte. Im Jahre 1867 hatte er

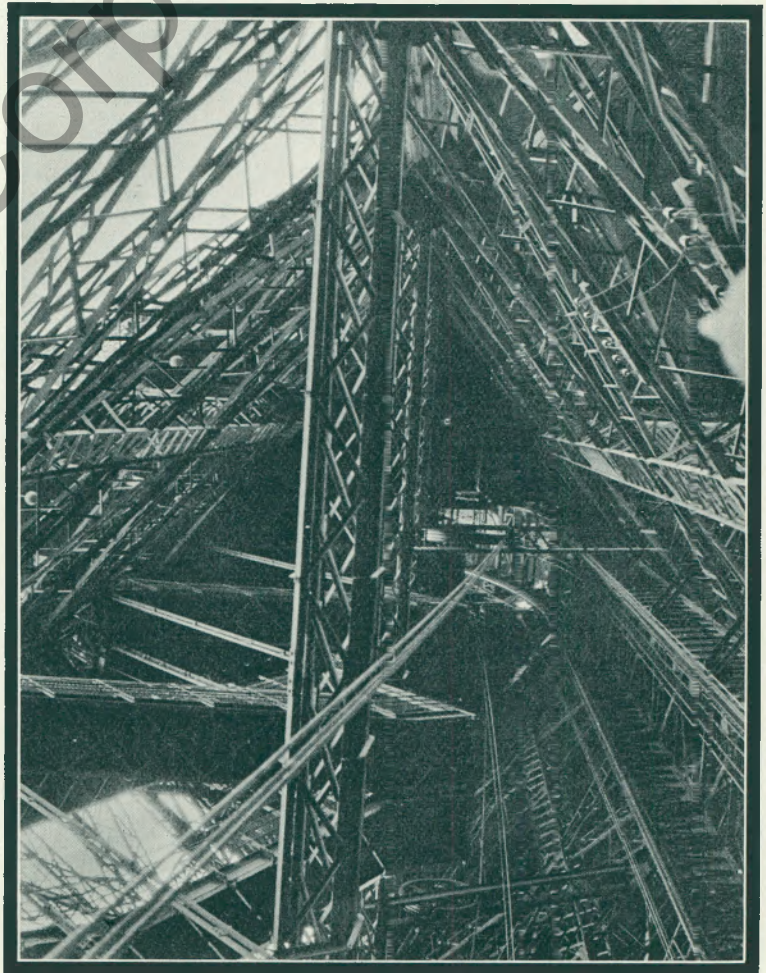
die „Société de Constructions de Levallois-Perret“ gegründet, die seine Entwürfe zur Ausführung brachte und auch den Eiffelturm erbaute.

Der erste Spatenstich zu den Gründungsarbeiten des Turmes wurde am 28. Januar 1887 getan, am 31. März 1889 wehten die Fahnen von der Spitze des Turmes, und Rancenschiffe verkündeten die Fertigstellung des gewaltigen Bauwerkes; am 13. Juni des gleichen Jahres waren alle Aufzüge in Betrieb gesetzt, so daß von diesem Tage an der ganze Turm dem Publikum freigegeben werden konnte.

Der Turm bleibt eine der Meisterleistungen in der Geschichte des Eisenbaues. 2500 Zeichnungsblätter in der Größe von 100 x 80 cm, an denen 40 Zeichner längere Zeit gearbeitet hatten, erhielten die baculischen Einzelheiten des Turmes. Das Gesamteisengewicht des Turmes betrug 7000 t, wovon allein 4000 t auf die unteren 60 m entfielen. Die Mittelpunkte der unteren vier Pfeilerstreben waren nur 100 m voneinander entfernt, ihre Breite und Länge betrug je 15 m. In ihnen befanden sich vier Aufzüge, die bis zur ersten Plattform reichten; von hier aus bis zur Spitze des Turmes gingen zwei weitere senkrechte Aufzüge. Im ersten Stockwerk, das sich in 60 m Höhe befand, waren Restaurants und Cafés untergebracht. Es hatte eine Gesamtbodenfläche von 4200 qm. Das zweite Stockwerk in der Höhe von 116 m besaß einen Saal von 30 x 30 m Grundfläche, und das dritte Stockwerk in der Höhe von 276 m bildete einen überdachten Wandelgang, wo über 400 Personen Platz finden konnten. Darüber hing an vier eisernen Bögen ein großes elektrisches Leuchtfeuer von einer Stärke von 10 000 Kerzen. Ganz oben endlich war, genau in 300 m Höhe, eine kleine Plattform von 160 m im Quadrat angebracht. Hier befanden sich Instrumente für meteorologische Messungen.

So ausgerüstet, bot sich der Eiffelturm den Besuchern der großen französischen Ausstellung dar. Alle Nörgler und Besserwisser mußten vor der Großartigkeit des gelungenen Werkes verstummen. Vierzig Jahre sind seitdem ins Land gegangen. Der Turm ist ein Wahrzeichen der französischen Hauptstadt geworden. Neben meteorologischen Versuchen aller Art dient der Turm seit vielen Jahren dem neuesten Nachrichtenmittel: der drahtlosen Telegraphie und dem Rundfunk. Gleichzeitig ist dieses Meisterwerk aber auch ein Beweis für die Eignung des Eisens bzw. Stahls für derartige Bauwerke. Aus Stein hätte der Turm nie aufgeführt werden können, da der Mörtel dem Druck nicht hätte widerstehen können.

Jahade.



Blick in den Aufzugschacht.

Kostenlose Motorkraft?

II. Lösungen der im Aprilheft gestellten Aufgaben.

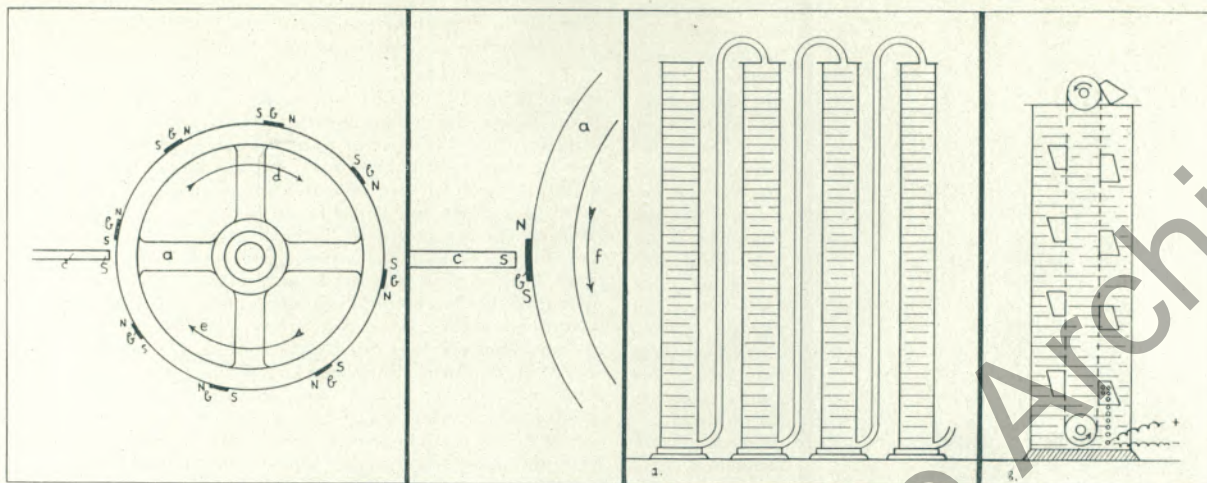


Abb. 1. Die Magnettrommel als Perpetuum mobile.

Abb. 2. Der Auftriebsmotor.

Im vorigen Heft haben wir zwei verhältnismäßig einfache Vorrichtungen beschrieben, mittels deren neuerdings Erfinder versuchten, ohne laufende Kosten Motorkraft zu erzeugen. Die dabei für die Funktion dieser Vorrichtungen angegebenen Erklärungen schienen auf den ersten Blick so überzeugend, daß dadurch auch Fachleute getäuscht wurden. Unsere Aufgabe ist nunmehr, die Gründe aufzudecken, die auch in diesen Fällen ebenso wie bei den mittelalterlichen Versuchen des Perpetuum mobile den Gewinn von Energie aus dem Nichts unmöglich machen. Bei der

Magnettrommel

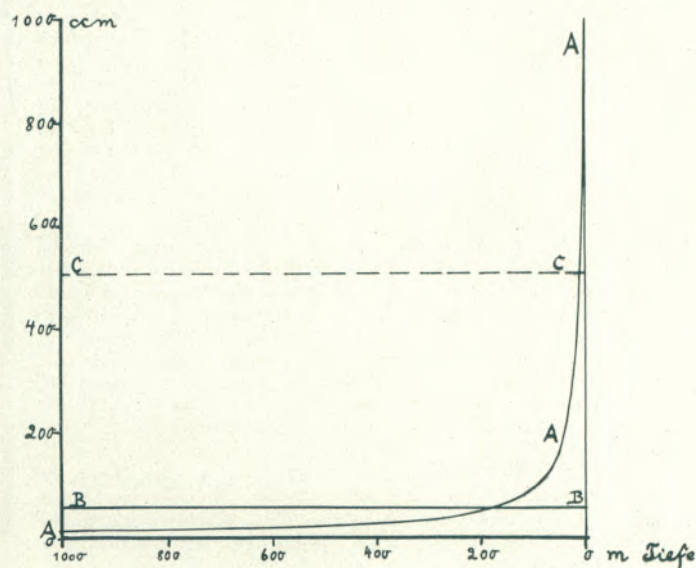
wird der Fehler offenbar, wenn man sorgfältig alle möglichen Stellungen des umlaufenden Rades verfolgt. Die vom Erfinder angestellte Betrachtung trifft für die in Abb. 1 (links) gezeichnete Stellung richtig zu. Es gibt aber auch eine, wenn auch seltener auftretende Stellung, für die das Gegenteil der Fall ist, d. h. bei der eine Drehkraft nach der entgegengesetzten Drehrichtung ausgeübt wird. Diese Stellung ist dann erreicht, wenn ein Stabmagnet *b* gerade vor den festen Magneten *c* vorbeizieht und sich der Nordpol oberhalb, der Südpol unterhalb des letzteren befindet. Abb. 1 (rechts) zeigte diese Lage. Wie man sieht, wird der Nordpol angezogen, der Südpol abgestoßen und dadurch eine Drehkraft in Richtung des Pfeiles *f* hervorgerufen. Diese Rückwärtskraft bremst die Bewegung so stark, daß der vorher gewonnene Schwung aufgezehrt wird und die Trommel unweigerlich zum Stillstand kommt. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß die Zeit der ungünstigen Stellung nur eine verhältnismäßig kurze ist, und daß die Mehrzahl der Stabmagnete ständig in solchen Stellungen liegt, welche die richtige Drehrichtung ergeben. Die Drehrichtungen *d* und *e* (Abb. 1 links) werden nur mit sehr geringer Kraft erzeugt, da für sie nur die Differenzbeträge der Nord- und Südpolwirkung in Frage kommt und außerdem die Entfernung von *c* verhältnismäßig groß ist. Dagegen wird die Drehkraft in Richtung *f* (Abb. 1 rechts) mit verhältnismäßig großer Kraft bewirkt, weil beide Polwirkungen sich addieren und *c* sehr nahe ist. Die Rechnung zeigt, daß, von Verlustquellen abgesehen, beide Wirkungen im Verlaufe einer Umdrehung sich genau aufheben, so daß die Widerstände der Umdrehung nur durch Aufwendung irgendeiner anderen Arbeit überwunden werden können.

Wie kommt es nun, daß ein kleines Modell scheinbar funktionierte? Um das zu erklären, muß man wissen, daß dabei der große Magnet nicht fest montiert war, sondern in der Hand gehalten wurde. Hält man dabei den Magneten in der ungünstigen Stellung der Abb. 1 a rechts ein wenig entfernter als in der günstigen Stellung der Abb. 1 links, was durch unwillkürliches Rucken mit der Hand entsprechend der beobachteten Umlaufbewegung der Trommel *a* auch ohne Täuschungsabsicht leicht geschehen kann, so überwiegt die günstige Wirkung, und die Bewegung kann dauernd erhalten bleiben und, wenn auch nicht viel, Arbeit leisten. Die geringe Leistung, die für die Überwindung der Lager- und Luftreibung notwendig ist, bringt dann die den Magneten bewegende Hand bzw. deren Muskelkraft in das System hinein, denn die Veränderung der Lage des großen Magneten ist natürlich mit einem, wenn auch geringen Kraftaufwande verknüpft.

In Übereinstimmung mit der Borausage des Verfassers haben dann auch die Versuche sofort versagt, als man dazu überging, den Magneten *c* fest zu montieren. Man sieht daraus, daß selbst praktische Versuche der theoretischen Kritik nicht entbehren können. Erst dann, wenn die Versuche mit solcher Exaktheit durchgeführt werden, daß jede Täuschung über ihren Inhalt ausgeschlossen ist, kann man sich durch sie zur Berichtigung physikalischer Grundanschauungen bestimmen lassen.

Der Auftriebsmotor
erlangt den entscheidenden Energiegewinn durch ungenaue Berechnung an sich richtig beurteilten Vorgänge. Zunächst ist es schon nicht ganz richtig, daß die Zusammendrückung eines Liter Gases unter einer Wassersäule von 1000 Meter = 100 Atmosphären Druck auf $\frac{1}{100} = 10$ Kubikzentimeter erfolgt. Schon an der Oberfläche würde das Gas unter dem Druck von 1 Atmosphäre stehen, der durch die natürliche Atmosphäre, die die Erde umgibt, zustande kommt. Diese Atmosphäre ist dem Wasserdruck immer zuzuzählen, so daß in 10 Meter Tiefe 2, in 20 Meter 3 Atmosphären absoluter Druck herrschen und so weiter bis 101 Atmosphären in 1000 Meter Tiefe. Die Zusammendrückung ist demnach dort auf $\frac{1}{101}$ Liter = 9,9 Kubikzentimeter. Der Unterschied gegen die frühere Rechnung ist dabei unten ganz gering. Er wird aber sehr groß, wenn man den Rauminhalt des Gases in den höheren Schichten berechnet. Bereits bei 10 Meter Tiefe ist es auf die Hälfte, also 500 Kubikzentimeter, zusammengedrückt, bei 20 Meter auf $\frac{1}{3}$, also 333,3 Kubikzentimeter. Entsprechend nimmt die Auftriebskraft schnell ab, in 100 Meter Tiefe beträgt sie noch 99 Gramm, in 500 Meter Tiefe noch 19,6 Gramm.

Damit kommen wir zu dem entscheidenden Fehler der Rechnung. Es ist nicht statthaft, den Durchschnittswert einer sich stetig verändernden Größe lediglich als die Mitte zwischen dem Anfangs- und Endwerte zu berechnen, wie es der Erfinder tat. Wie aus den eben angegebenen Zahlen bereits hervorgeht, nimmt der Auftrieb von oben nach unten zuerst sehr schnell ab. Infolgedessen ist die Kraft, mit der das Gas aufsteigt, auf dem größten Teil des Weges ganz geringfügig und erst auf dem kleinen, letzten Stück erheblich. Einen genauen Ueberblick darüber gibt uns die nachstehende



Abbildung, in welcher die Rauminhalte bzw. die zahlenmäßig gleichen Auftriebskräfte von einem Liter Gas durch die Höhe der Linie A dargestellt sind, wenn sich das Gas vom Grunde der Wassersäule bis zur Oberfläche bewegt. Die wagerechte Linie B gibt den richtigen Durchschnittswert an, während die gestrichelte Linie C die Mitte zwischen Anfangs- und Endhöhe bezeichnet, die der Erfinder irrtümlich als Durchschnittswert angenommen hatte.

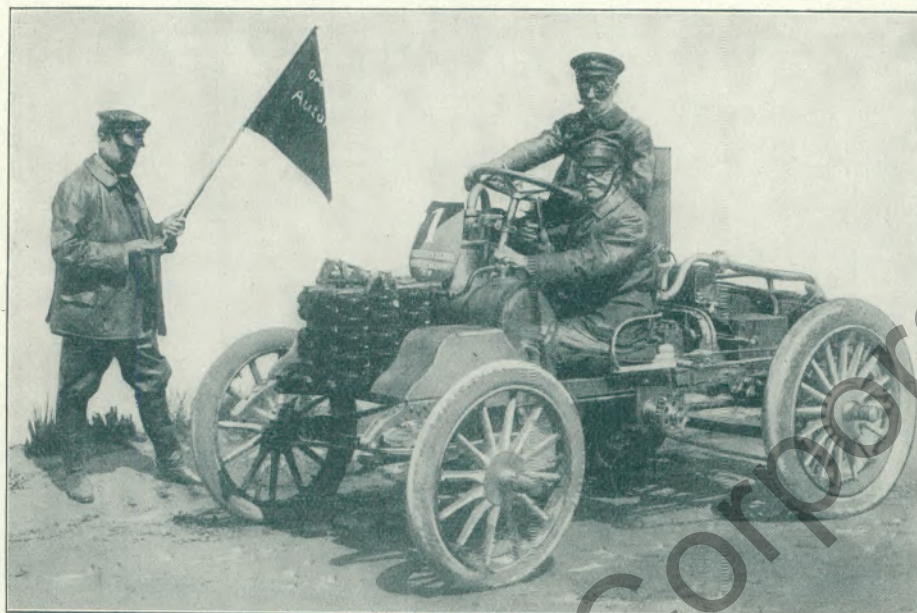
Die höhere Mathematik gestattet sehr einfach, diesen Durchschnittswert und die sich aus ihm ergebende Auftriebsarbeit, die das Becherwerk leisten könnte, zu berechnen. Die Berechnung ergibt genau den Betrag von 56 Meterkilogramm, der zur Kompression und Eindringung des verdichteten Gases gebraucht wird, so daß sich in Übereinstimmung mit dem Satze von der Erhaltung der Energie weder Gewinn noch Verlust ergibt.

Zimmerhin bleibt dem Erfinder, Herrn R. Köbke in Berlin, das Verdienst, auf ein eigentümliches Verhalten der elektrolytischen Gaszerzeugung unter höheren Flüssigkeitsdrücken aufmerksam gemacht zu haben. Diese erfolgt nämlich unter Umständen ohne Mehrverbrauch an Strom gegenüber der Niederdruck-Elektrolyse, trotzdem das unter Druck erzeugte Gas, wie wir gesehen haben, einen zusätzlichen Energiewert darstellt, der in einem Auftriebsmotor ausgenutzt werden könnte. Erklärt werden kann das dadurch, daß die bei der Gaszerzeugung erfolgende Umsetzung der elektrischen Energie unter Druck eventuell mit etwas geringeren Verlusten als sonst verknüpft ist.

So haben wir hier einen der nicht seltenen Fälle, daß vergebliche Bemühungen um die Lösung eines Problems Erkenntnisse bringen, die vielleicht für irgendein anderes Problem nutzbar gemacht werden können.

Dr.-Ing. Otto Steinik.

Technische Gedenktage.



Automobilrennen vor drei Jahrzehnten.

Oben: Rennwagen der Nesseltdorfer Waggonfabrik (heute Tatra-Werke) beim Start zum Rennen Salzburg—Wien 1901.

Rechts: Start von Rennwagen auf der Wiener Erdbrennbahn im Jahre 1901. Von links nach rechts: Bollet, Nesseltdorf, Bollet.



11. 5. 1686 starb zu Hamburg Otto von Guericke, 1646 bis 1681 Bürgermeister von Magdeburg, der sich mit physikalischen Studien beschäftigte. U. a. ist er der Erfinder der Luftpumpe und des Manometers.

12. 5. 1898 kam in Hörde die erste Großgasmaschine für Hochofengas in Betrieb.

13. 5. 1856 wurde in Remscheid Reinhard Mannesmann geboren, dessen Name nicht nur mit der Herstellung nahtloser Stahlrohre für alle Zeiten verknüpft ist, sondern der auch durch seine Pionierarbeit in Marokko vor dem Weltkrieg einen weiten wirtschaftlichen Scharfblick bewiesen hat.

14. 5. 1686 erblickte Gabriel Daniel Fahrenheit, ein Verbesserer des Thermometers, in Danzig das Licht der Welt.

19. 5. 1855 starb zu Augsburg Johann Gottfried Dingler, der Begründer und langjährige Herausgeber des „Polytechnischen Journals“, das der Berichterstattung über alle Fortschritte der Technik im weitesten Sinne gewidmet war und sich bis über die Hälfte des 19. Jahrhunderts hinüber dadurch große Verdienste erworben hat.

1. 5. 1893 kaufte die Firma Fried. Krupp in Essen das im Jahre 1855 gegründete Grusonwerk in Magdeburg-Buckau, das vornehmlich durch Förderung des Hartgusses bekannt geworden ist.

4. 5. 1790 starb zu Turbo in Schweden Johann Fredriksson Ångerstein, der in einer Arbeit über das Härten des Stahls unbewußt den Umwandlungspunkt A₁ erwähnt.

5. 5. 1892. Todestag von August Wilhelm von Hofmann, des Begründers der Chemie des Steinkohlenteers.

7. 5. 1889 wurde die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf gegründet, die lange Jahre von dem im Vorjahre verstorbenen Geheimrat Ehrhardt geleitet wurde, und die dessen Erfindungen (u. a. Herstellung nahtloser Hohlkörper) in die Praxis umsetzte.

7. 5. 1890 starb James Nasmyth, ein großes Erfindergenie. Der ihm vielfach zugespochene Dampfhammer ist jedoch nicht seine Erfindung (vgl. Das Werk 1929, Heft 1, S. 20).

8. 5. 1794 wurde Anton Laurent Lavoisier, der Begründer der Sauerstofftheorie, als Opfer der Französischen Revolution in Paris hingerichtet.

10. 5. 1856 erhielt Richard Archibald Broomann das englische Patent Nr. 1105 auf ein Pilgerschrittwalzwerk zur Herstellung nahtloser Rohre.

21. 5. 1786. Todestag von Karl Wilhelm Scheele, eines der größten Entdecker auf dem Gebiete der chemischen Elemente.

21. 5. 1826 starb in München Georg Friedrich von Reichenbach, der Erbauer zahlreicher geodätischer Instrumente und der Wasserfäulenmaschine.

23. 5. 1928 machte der nach M. Valiers Plänen von Ingenieur Sander konstruierte und von den Opelwerken gebaute Raketenwagen unter Führung Fritz von Opels seine erste Probefahrt auf der Avus in Berlin. In etwa fünf Sekunden hatte der Wagen bereits eine Geschwindigkeit von 150 Stundenkilometer erreicht.

29. 5. 1829. Todestag von Sir Humphry Davy, der die Alkalimetalle durch Elektrolyse darstellte und die Sicherheitslampe für Bergwerke erfand.

31. 5. 1834 wurde zu Iserlohn Fritz W. Lürmann, ein bedeutender Hütteningenieur, geboren. Eine seiner größten Erfindungen ist die Schlackenform für Hochöfen.

Jahade.

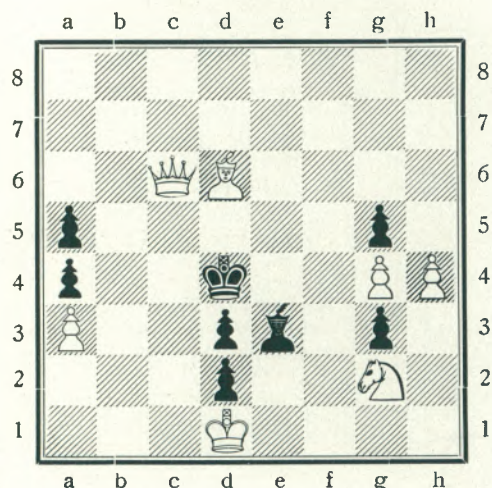


Schach e.

Bearbeitet von Heinz Bollmer.

Aufgabe Nr. 5.

Von Dr. E. Palkoska.



Stellung der Steine:

Weiß: K d1; D c6; L d6; S g2; B (3) a3, g4, h4; (7).
Schwarz: K d4; L e3; B (6) a4, a5, d2, d3, g3, g5; (8).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Diese Aufgabe ist ebenso stilrein wie originell.

Lösung von Aufgabe Nr. 4 (Aprilheft.)

1. L c7—h2! Alle Varianten erledigen sich nach diesem überraschenden Zuge von selbst!

Lehrgang des Schachspiels.

V.

Wie wir im Anfang bereits bemerkten, ist das Ziel jeder Partie die Gefangennahme bzw. Mattsetzung des feindlichen Königs. Bei dem heutigen Stand der Schachtheorie kann man getrost von zwei Wegen reden, die zum Erfolge führen: der eine ist der des ideenreichen, angriffs-freudigen Kombinationsspiels, wobei die Entscheidung schon im Mittelspiel, sozusagen bei vollem Brett gesucht wird. Bedenkt man jedoch, daß jede Partie die Erfahrung des einzelnen Spielers bereichert, daß die umfangreiche Schachtheorie bereits alle erdenklichen Erwidernngen festgelegt hat, so ist es klar, daß eigentlich nur bei offensichtlich Fehlern einer Partei bereits im Mittelspiel eine Mattsetzung möglich ist. Viel häufiger tritt der Zustand beiderseitiger derartiger Figurenchwächung ein, daß auf regulärem Wege eine Mattsetzung nicht mehr möglich ist; dann beginnt das Endspiel, dessen Hauptzweck das Durchschieben eines Bauern bis auf die letzte gegnerische Reihe ist. Gelingt es z. B. einem weißen Bauern, bis auf die achte Reihe vorzudringen, so kann er nach Belieben in eine Dame oder andere Figur verwandelt werden, ebenso ein schwarzer Bauer auf der ersten Reihe.

Dennoch ist es notwendig, vorerst eine Partie im Mittelfelde zu analysieren, eben um die verschiedenen Varianten und Fehlerquellen zu zeigen. Es sei also eine reine Versuchspartie glossiert.

Zieht z. B.

Weiß:
1. e2—e4
2. S g1—f3
3. S f3×e5
4. D d1—h5
5. D h5—f7 matt.

Schwarz:
e7—e5
S g8—f6
S f6×e4
S e4—f6

Dem König ist jedes Feld versperrt; die Dame kann nicht geschlagen werden, weil sie durch den Springer e5 gedeckt ist. Schwarz machte den großen Fehler, das Feld f7 nicht zu schützen; wie man in der Folge sehen wird, ist gerade dieses Feld Zielpunkt fast aller gegnerischen Angriffe, z. B.

1. e2—e4 e7—e5
2. D d1—f3 S b8—c6
3. L f1—c4 d7—d6
4. D f3—f7 matt.

Der zweite Zug von Schwarz, S b8—c6, war in diesem Falle schwach, aber nicht entscheidend. Nach L f1—c4 mußte Schwarz sofort das Feld f7 decken; am stärksten war S g8—f6 oder D d8—e7, oder auch d7—d5! mit Läuferverdrängung. Wenn e4×d5, so S c6—a5.

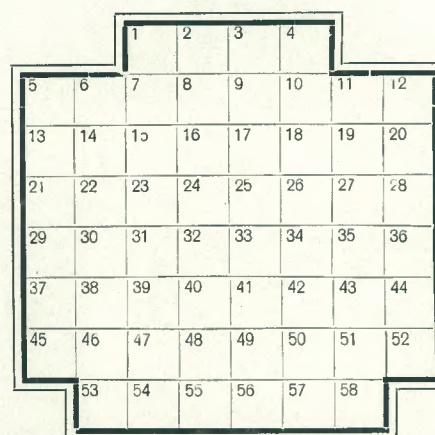
Eine auch für geübtere Spieler verführerische Variante:

1. e2—e4 e7—e5
2. S g1—f3 S g8—f6
3. S f3×e5 S b8—c6
4. S e5×c6 d7×c6
5. d2—d3 L f8—c5
6. L c1—g5? S f6×e4!
7. L g5×D d8 L e5×f2+
8. K e1—e2 L c8—g4 matt.

Rätselecke.

Karreerätsel.

(Gefesslich geschlüsselt.)

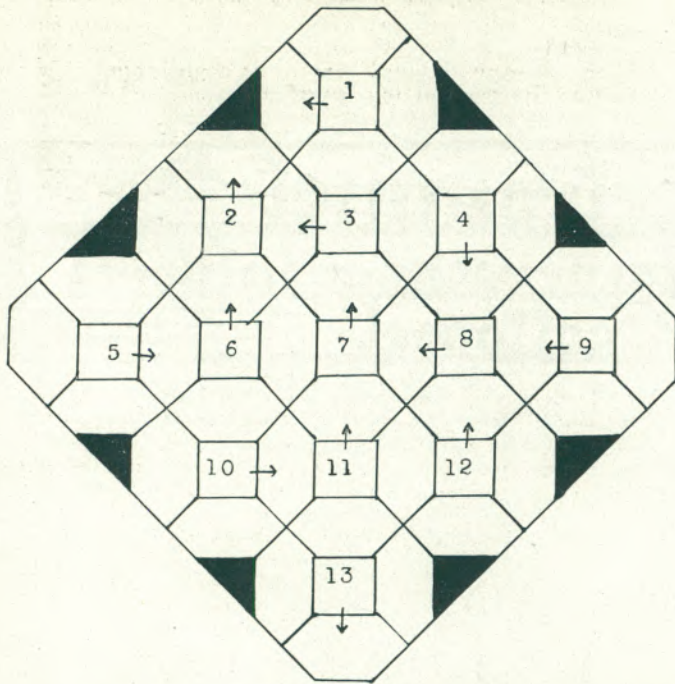


Die Ziffern der zu suchenden Wörter sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, die in die betreffenden Karrees gesetzt werden (jedes Karree wird nur einmal besetzt). Sämtliche Buchstaben, von 1 bis 58 durchlaufend gelesen, ergeben einen Spruch.

Bedeutung der Wörter:

1. Venezianisches Boot	6	32	5	11	2	10
2. Schauspiel von Jbsen	27	32	15	19		
3. Edelstein	15	20	8	4	51	
4. Italienischer Dichter (um 1300)	55	33	5	13	3	
5. Faserstoff	1	34	13	7		
6. Stadt in der Schweiz	22	33	31	12	24	
7. Nachtvogel	14	26	24	37		
8. Tropische Pflanzengattung	38	33	30	52	56	31
9. Fluß in Polen	52	29	58			
10. Norwegischer Komponist	58	45	53	18	28	
11. Mardecar	9	10	43	47	31	
12. Schweizerischer Freiheitsheld	13	42	40	54		
13. Stichwaffe	25	2	36	44	5	
14. Spötterei	50	45	32	57	39	48
15. Wörterbuchverfasser	16	26	46	49	57	
16. Englische Anrede	30	17	21	35		
17. Feierlicher Schwur	42	23	41			

Kreisswortwabenrätsel.



In jedes weiße Feld gehört ein Buchstabe. Die einzelnen Wörter beginnen in dem Feld mit dem Pfeil und drehen in Uhrzeigerichtung um das bezifferte Nummernfeld. Die einzelnen Wörter bedeuten:

- | | |
|---------------------------|----------------------------|
| 1. Baum. | 8. Musikinstrument. |
| 2. Gefäß. | 9. Europäische Hauptstadt. |
| 3. Stadt am Rhein. | 10. Nagetier. |
| 4. Stadt in der Schweiz. | 11. Nebenfluß der Donau. |
| 5. Nebenprodukt der Kohle | 12. Maß. |
| 6. bekannter Flieger. | 13. Komponist. |
| 7. Löhnung. | |

Suchrätsel.

Leonidas, Volumen, Alkoben, Hummer, Neger, Blücher, Türkis, Rettung, Rebekka, Hannibal, Entführung, Herder, Weizenmehl, Einschlag, Lohengrin, Riste, Grabesnacht, Eiche, Notgeld, Jüchl, Caffian, Renner.

Wenn man jedem der vorstehenden Wörter drei, dem letzten Wort nur zwei zusammenhängende Buchstaben entnimmt und diese hintereinander liest, ergibt sich ein Ausspruch von Voltaire.

J. v. W.

Änderungsaufgabe.

Esle, Wein, Ehre, Alm, Wald, Eber, Ohr, Ase, Heim, Adel, Aft, Range, Arm, Strich.

Jedem der vorstehenden Wörter ist ein Buchstabe voranzusetzen, so daß neue Hauptwörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen alsdann einen jüngst verstorbenen großen Kunstgelehrten.

J. v. W.

Lösungen aus Heft 4.

Karrierätsel.

1. Ruß. 2. Udet. 3. Tigris. 4. Rügen. 5. Turmi. 6. Samum. 7. Eudan. 8. Hedin. 9. Jlias. 10. Eid. 11. Jgel. 12. Ech. 13. Wigwam. 14. Schah. 15. Urne. 16. Chinin. 17. Erie. 18. Sir.

Wer niemals außer sich geriet, wird niemals gründlich in sich gehen.

Vom geizigen Eins-Zwei-Drei und dem treulosen Eins.

Liebhäber.

Silberätsel.

1. Efendi; 2. Altis; 3. Nougat; 4. Machnow; 5. Eboli; 6. Nofretete; 7. Seine; 8. Cellini; 9. Hohenstaufen; 10. Ehre; 11. Noah; 12. Lava; 13. Eber; 14. Bischof; 15. Eleve; 16. Nemo; 17. Obdach; 18. Hameln; 19. Niere; 20. Erasmus; 21. Lyra; 22. Jsolani; 23. Etat; 24. Beere; 25. Emden.

„Ein Menschenleben ohne Liebe ist wie eine Harfe ohne Saiten!“

Der Sportmonat.

Ein Rückblick auf die Zeit vom 16. März bis 15. April 1929.

16. 3. 1929. In Cuba auf den Fidchi-Inseln stellte der schwedische Meisterschwimmer Arne Borg abermals einen neuen Weltrekord auf, indem er 600 Yard Freistil in 6:57,4 Minuten zurücklegte.
16. 3. 1929. Der finnische Meisterläufer Nurmi stellte beim Hallenfest der Columbus-Ritter zwei neue Hallenweltrekorde auf, indem er über 4 Meilen mit 19:27,6 Minuten den von seinem Landsmann Ritola 1923 aufgestellten Rekord um eine Fünftelsekunde verbesserte, nachdem er bereits bei 3,5 Meilen den 1913 von Kohlemainen mit 17:11,6 Minuten geschaffenen Rekord mit 17:05,4 Minuten unterboten hatte.
17. 3. 1929. Der Hallentenniskampf Rheinland-Holland in Essen endete mit einem Sieg der Rheinländer von 13:6 Punkten.
20. 3. 1929. Der Berliner Schlittschuh-Club trug im Eispalast von Richmond bei London das fällige Rückspiel gegen die englische Nationalmannschaft aus. Die Berliner blieben mit 5:0 Sieger.
23. 3. 1929. Auf der Strecke Putney-Mortlake kam zum einundachtzigsten Male der Achter-Ruderkampf zwischen den Universitätsmannschaften von Oxford und Cambridge zum Austrag. Die Cambridge-Mannschaft siegte mit acht Längen Vorsprung. Der Stand der Gesamtwertung ist jetzt 40:40.
26. 3. 1929. In Miami stellte der Amerikaner Garwood mit seinem Motorrennboot „Miss Amerika“ einen neuen Schnelligkeits-Stunden-Weltrekord für Motorboote auf. Er erreichte eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 172,5 Kilometer, die um 30 Stundenkilometer besser ist als die alte Rekordleistung.
26. 3. 1929. Einen deutschen Sieg in den Vereinigten Staaten gab es bei einem 60-Kilometer-Laufen in der Nähe von Newyork. Der Berliner Hantke siegte hier in 4:10:22 Stunden überlegen.
26. 3. 1929. Die spanischen Flieger Iglesias und Jimenez starteten in Sevilla mit dem Flugzeug „Jesus del gran Poder“ und landeten nach etwa 4½tündigem Flug in Bahia (Brasilien). Die zurückgelegte Entfernung in Luftlinie beträgt etwa 6500 Kilometer.
29. 3. 1929. Die internationalen Hockeyturniere in Hannover und Hamburg brachten überraschende Siege deutscher Mannschaften über die

- zu Gast weilenden Engländer. In Hannover siegte DHE. Hannover mit 5:1 über „The Haslams XI“ und Uhlenhorster Klipper mit 2:1 über Cambridge. — Das Turnier im Hamburg brachte einen 7:1-Sieg des Berliner SV. 92 über die indische Studentenelf.
31. 3. 1929. Bei den Kämpfen um die dänischen Hallenmeisterschaften siegten im Endkampf in der Herrenmeisterschaft der Berliner Hans Moldenhauer, in der Damenmeisterschaft Fr. Rost (Köln), im Herrendoppel Moldenhauer mit dem Dänen Rasmussen, im Damendoppel Frau Friedleben mit Fr. Rost und im gemischten Doppel Fr. Rost mit Moldenhauer als Partner.
2. 4. 1929. Martha Norelius, die amerikanische Meister- und Rekordschwimmerin, verbesserte in Chicago den Weltrekord im Freistilswimmen über 220 Yard von 2:40,6 auf 2:38,5 Minuten.
2. 4. 1929. Der Darmstädter Segelflieger Nehring legte bei einem Flug längs der Bergstraße von Darmstadt nach Ulftadt bei Bruchsal eine Entfernung von 70,3 Kilometer zurück.
4. 4. 1929. Die Amerikanerin Miss Shiley überbot in Boston den anlässlich der letzten olympischen Spiele von Ethel Catherwood mit 1,59 Meter aufgestellten Weltrekord im Hochsprung für Damen durch einen Sprung von 1,60,4 Meter. — Bei der gleichen Veranstaltung erreichte Miss Rena Mac Donald (Boston) im Kugelfloßen 12,01 Meter. Diese Leistung bedeutet gleichfalls Weltrekord. Die alte Bestleistung wurde von Fr. Heublein (Elberfeld) mit 11,96 Meter gehalten.
5. 4. 1929. Bei den nationalen amerikanischen Hallenmeisterschaften in Newyork stellte der bekannte amerikanische Brustschwimmer Walter Spence über 220 Yard Brust mit 2:47,6 Minuten einen neuen Weltrekord auf.
7. 4. 1929. Zum zehnten Male kam in Sizilien das Targa-Florio-Rennen der Motorräder zum Austrag. Sieger in der schweren Klasse blieb der Deutsche Köppen, der bereits 1927 das Rennen gewonnen hatte.

8. 4. 1929. Der amerikanische Olympiasieger und Weltrekordmann im Rückenschwimmen, George Kojak, schwamm in Newyork 150 Yards Rücken in 1:30,8 Minuten und stellte hiermit einen neuen Weltrekord auf.
14. 4. 1929. Anlässlich des Schwimm-Klubkampfes zwischen „Hellas“ Magdeburg und „Poseidon“ Leipzig stellte „Hellas“ in der 6 × 100-

Meter-Freistilstaffel mit 6:30,8 und in der 6 × 200-Meter-Freistilstaffel mit 14:58,2 Minuten zwei neue deutsche Bestleistungen auf.

15. 4. 1929. Die internationalen Meisterschaftskämpfe im Fechten fanden in Neapel ihren Abschluß. Europameisterin im Florettfechten wurde die Olympiasiegerin Helene Mayer. Im Degenfechten der Herren belegte der Franzose Cattiau den ersten Platz.

Die Bolanischerkammer

enthaltend die buntesten im verräucherten Monat eingefangenen Spottvögel

Berliner: „In Berlin hat ein Professor einem Sachsen sein Jägerhemd, das ganz in die Haut hineingewachsen war, tadellos herausoperiert.“

Sachse: „Das is gar nisch; in Leipzig hat ein Geheimrat einem Berliner die Ohren um 5 Zentimeter nach hinten gesetzt, damit er die Gockel weiter ufressen gann.“ (Kölnische Illustrierte.)

Die neue Weltsprache. „Man darf nie so alt werden, daß man die Sprache seiner Kinder nicht mehr versteht!“ belehrte der Philosophieprofessor seine Gattin.

„Sie sind gerade bei einer lebhaften Unterhaltung,“ sagte sie und führte ihren Mann an die Tür zum Nebenzimmer, „hör ihnen mal eine Minute zu!“

Der Professor lauschte. Er hörte: „Lamellen-Kupplung — 19/120 PS überkomprimiert — Schwingachse — Kugelgelagerte Federlaschen — hydraulische Stoßdämpfer —“ und trat zurück.

Er war in einer Minute grau geworden. („Jugend.“)

Die Ansicht der Gegenseite. „Nun, wie war es denn in der Schule?“

„Ganz schön, aber unser Lehrer taugt nichts, der wußte nicht mal, daß der SB. 06 gegen FBC. 4:2 verloren hat!“

(Düsseldorfer Nachrichten.)

Die Notbremse. Karlchen muß ruhig dabeistehen, wie eine Dame, die zu Besuch da ist, ein Klavierstück vorspielt. Es ist eine Sonate — die Sache hört überhaupt nicht auf. Dazu bearbeitet die Dame fortwährend das Forte-Pedal. Plötzlich steht Karlchen auf, geht zu ihr und sagt: „Ich glaube, Sie müssen links treten, das ist die Bremse.“

(„Deutsche Wochenzeitung für die Niederlande.“)

Frauen. „Wenn ich mich verheirate, Mutti, bekomme ich da genau so einen Mann wie Papa?“

„Ja, mein Kind.“

„Und wenn ich nicht heirate, werde ich da so eine alte Jungfer wie Tante Anna?“

„Ja, mein Kind.“

„Gott,“ klagte da die Kleine, „wir Frauen sind doch zu bedauern!“ (Die Vergstadt.)



Nadierung von A. Gutjahr

„Der Mai ist gekommen...“

Kaum aber beginnt Massaniello die Schlummerarie, stößt Krümmel seinen Freund an: „So, Junge, und nun halte dir feste. Jetzt geht's los!“ (Kölnische Illustrierte.)

Morandi gründet eine Firma: „Zeislupe A.-G.“ — „Kinobranche?“ fragt ihn einer. — „Im Gegenteil, Textil.“ — „Warum nennen Sie dann die Firma ‚Zeislupe‘?“ — „Wir zahlen so langsam.“ („Das Illustrierte Blatt.“)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptchriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.